

Karl May Jahrbuch 1919

Herausgegeben von Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel

2. Jahr

Breslau 1918 / Schlesische Buchdruckerei S. Schottländer

Inhaltsverzeichnis

Das zweite Jahr. Von Fritz Barthel	© 7
Pandur und Grenadier. Erzählung aus der Zeit des alten Dessauers. Von Karl May	19
Eine Plauderei über Karl May. Von Geh. Hofrat Dr. jur. und theol. Emil Sehling	101
Was Karl May mir war. Ein Zeugnis unter vielen. Von Hauptmann Dr. Reinhold Eichacker	110
Auf Patrouille. Kriegserzählung aus Frankreich. Von Hauptmann Dr. Reinhold Eichacker	126
An den toten Karl May. Gedicht. Von Rechtsanwalt Dr. Oskar Gerlach	146
Die Münchmeyer-Romane. Von Dr. E. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	© 147
Ein Schlußstrich. Abschließende Betrachtung um Karl Mays Münchmeyer-Romane. Von Dr. Rudolf Beissel	© 165
Die Fanna. Gedicht. Von Karl May	195
Unsere koloniale Zukunft und die Reiseromantik. Von Dr. H. Dimmler	196
Omar-Hassan. Von Klara May	205
Bei den Aussätzigen. Reiseerzählung aus Syrien. Von Karl May	210
Das Tragische im „Karl-May-Problem“. Von Dr. Karl Hans Strobl	222
Karl Friedrich May. Ein Nekrolog. Von Dr. Arthur Buchenau	240
Karl May an Klara May. Zwei Gedichte. Von Karl May	249
Der abenteuerliche Tag. Von Prof. Dr. Richard Ritter von Kralik	252
Aus schweren Tagen. Von Hauptmann Hans-Erich Tzschirner-Bey	© 270
Die Kritik über Karl Mays Selbstbiographie. Von Fritz Prüfer	© 303
Zur Psychologie der Volksliteratur. Von Dr. Charlotte Bühler	© 314
Liebe. Gedicht. Von Karl May	329
Das Geburtshaus meines Mannes. Von Klara May	330
Mein Jüngster und Karl May. Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt	339
Wir Jungens und Karl May. Von Adolf Wagner	© 349
Das Hamail. Skizze aus der Sahara. Von Karl May	357
Die Gestalten des Buches Winnetou. Von Lisa Winkler	© 366
Die Berge von Befour. Gedicht. Von Karl May	384

[(5)]

Verzeichnis der Abbildungen.

Frontispiz	Der Tempel des Gerichts auf den Ruinen der Welt. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Kreis.
Nach S. 16	Peter Rosegger an Karl May (Faksimile und Bild Roseggers.)
Nach S. 64	Faksimile: Mensch und Teufel.
Nach S. 96	Karl May
Nach S. 144	Omar, der Diener Karl Mays.
Nach S. 174	Straße in Damaskus mit Omar.
Nach S.256	Klara May.
Nach S. 272	Hauptmann Hans-Erich Tzschirner-Bey.
Nach S. 304	Hohenstein-Ernstthal im Jahre 1854.
Nach S.320	Karl Mays Geburtshaus. Vorderseite.
Nach S. 336	Karl Mays Geburtshaus. Rückseite.
Nach S. 368	Karl May in Tirol. (Sommer 1911).

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

[(6)]

Die von Karl May stammenden Beiträge sowie die Zeichnung von Professor Wilhelm Kreis sind mit Genehmigung des Karl-May-Verlags in Radebeul bei Dresden, der die Rechte daran besitzt, wiedergegeben; alles Übrige ist Eigentum der Herausgeber.

In dem Beitrage von Hauptmann Hans-Erich Tzschirner-Bey „Aus schweren Tagen“ hat die Zensur kurz vor der Drucklegung einige Streichungen vorgenommen. Dabei sind auch Namen fortgefallen, die dem Verfasser von besonderem Werte waren. Er wird darauf in einem späteren Aufsatz zurückkommen.

Zuschriften an die Herausgeber sind zu senden an Redakteur Barthel, Zeuthen bei Berlin.

[(7)]

Das zweite Jahr.

Von Fritz Barthel.

©



Pandur und Grenadier.

Erzählung aus der Zeit des „alten Dessauers“.

Von Karl May.

1. Der Erlenmüller.

Es blüht die Blume im Gefild
Und in des Haines tiefer Ruh.
Es treibt in ihr, es glüht und schwillt:
Es strebt ihr Haupt dem Himmel zu.
Sie sendet Grüße dir empor,
Maria, Himmelskönigin,
Und leise klingt es mir ins Ohr,
Daß ich auch deine Blume bin.

Es tönt im dunklen Waldeshag
Und an des Baches grünem Rand
Der Vögel heller Frühlingsschlag
Allüberall durchs weite Land.
Sie senden Grüße dir empor,
Maria, Himmelskönigin,
Und leise klingt es mir ins Ohr,
Daß ich auch so ein Vöglein bin.

Es ziehen Pilger zum Gebet
Den schattenreichen Weg entlang
Und dort, wo die Kapelle steht,
Ertönt des Glöckleins frommer Klang.

[20]

Sie senden Grüße dir empor,
Maria, Himmelskönigin,
Und leise klingt es mir ins Ohr,
Daß ich auch so ein Pilger bin!

So klangen die Worte des bekannten, einfach schönen Wallfahrtsgebietes zweistimmig aus dem Nachbargarten herüber, wo sich heute am Sonntag die jungen, hübschen Mädchen von Studenetz bei Schneeglöckchen und Märzviolen zusammengefunden hatten. Sie alle, im Frühling ihres Lebens stehend, glichen selbst jenen Blumen, die zu verkündigen haben, daß die große Erdenfreundin Sonne ihre Herrschaft nun wieder antreten werde, um die Starrheit des Winters zu lösen und den schlafenden Fluren ein neues Blumengewand anzulegen.

Am Gartenzaun der Erlenmühle stand einer, der diesem Gesange mit sichtbarer, inniger Rührung lauschte. Sein Anzug war sehr bescheiden zu nennen, und der Spieß, den er in seiner Hand hielt, ließ in ihm den Biric, den Wächter oder Büttel des Dorfes erkennen. Er hatte einen hölzernen Stelzfuß, und über die Stirn lief ihm die Narbe eines Säbelhiebes und verlieh seinen guten, ehrlichen Zügen einen sehr streitbaren Ausdruck. Als die Mädchen ihr Lied beendet hatten, fuhr er sich mit der Hand nach dem Auge und murmelte:

„Hm, ich glaube gar, das hat mein altes Herz ergriffen! Ja, dasselbe Lied sang meine Emilka, als wir uns zum ersten Male sahen, wo sie mir dann gleich so resolut sagte, daß ich sie heiraten sollte. Ich hätte das nicht gewagt! Sie muß mir doch sofort außerordentlich gut gewesen sein! Aber der Müller [21] klatscht mir; er hat mich bemerkt, und da muß ich hinein!“

In der Erlenmühle standen die Fenster der Wohnstube offen, und der Müller saß in einem Lehnstuhl, dessen Beine mit kleinen Rädern versehen waren. Er war eine ungeschlachte, roh zugehackte Gestalt, deren Gesichtszüge von ungeübter Hand aus Holz geschnitzt zu sein schienen. Eine Lähmung hatte in Folge einer Erkältung seine Beine ergriffen, so daß er nur mit Mühe zu gehen vermochte; so war er

gezwungen, sich eines Rollstuhls zu bedienen. In der Rechten hielt er eine Peitsche. Sie war der Schrecken aller der Leute, die in untergeordneter Weise mit ihm zu verkehren hatten.

Er war reich, dieser Erlenmüller, nach den Verhältnissen seiner Umgebung sogar sehr reich, und er verachtete alle, die mit dem kargen Leben um ihres Leibes Nahrung und Notdurft zu ringen hatten. Diese Geringschätzung traf aus erster Hand natürlich diejenigen, die persönlich mit ihm in Verkehr oder sogar in seinem Dienste standen. Der Zustand seiner Beine verhinderte ihn, sie in der gewöhnlichen Weise zu beaufsichtigen, aber seine scharfen Sinne, seine Augen und Ohren waren stets bei ihnen, und es gelang selten seinem seiner Untergebenen, ihn zu täuschen. Er herrschte unbeschränkt, und sein Zepter war – die Peitsche. Wer sich diese nicht gefallen lassen wollte, konnte gehen; es kamen um des hohen Lohnes willen, den er zahlte, genug andere, sie sich mit süß-saurer Miene diesem Zepter unterwarfen.

Er hatte jetzt ganz einsam und allein in der Stube gesessen und den Gesang vernommen, dessen Töne [22] durch die geöffneten Fenster zu ihm hereingedrungen waren; er hatte auch den Büttel am Zaun stehen sehen und gab diesem nun durch ein Peitschenknallen das Zeichen, daß er mit ihm sprechen wolle. Der Büttel kannte dieses Zeichen; er hatte mit dem Müller, der Ortsrichter war, in amtlichen Angelegenheiten öfters zu verkehren und war daher gezwungen, sich in die Eigentümlichkeiten seines Vorgesetzten zu schicken.

Als er eintrat und grüßte, deutete der Müller mit der Spitze seines Peitschenstieles auf einen ihm nahen Punkt der Diele und gebot:

„Stell dich hierher, Matthias! Hast du die Mädchen singen hören?“

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Wer sang den schönen Baß dazu?“

Der Richter hatte weder Harmonielehre noch Kontrapunkt studiert; er verwechselte ganz ohne Verletzung seines unmusikalischen Gewissens den Alt mit dem Baß.

„Agnes Engemann ist es gewesen,“ berichtete der Büttel.

„Sie war mit dabei?“ brauste der Müller auf, indem er mit der Peitsche klatschte, als wolle er einem störrischen Zugtiere einen Hieb erteilen. „Das soll sie doch nicht! Ich habe ihr verboten, dergleichen Kindereien mitzumachen. Sind etwa junge Burschen mit drüben?“

„Kein einziger! Ihr wißt ja, Richter, daß sie sich bei einer solchen Zusammenkunft niemals beteiligt. Sie ist das schönste und bravste Mädchen im Dorfe, und wenn sie auch arm ist, so braucht sie doch keinem Burschen nachzulaufen.“

[23] „Nein, das braucht sie nicht, und das darf sie auch nicht! Ich bin ihr Pate und will doch sehen, ob ich ihr nicht gerade so zu befehlen habe wie ihr Vater, der ihr so vieles zuläßt, was sich für ein ordentliches Mädchen weder schickt noch paßt.“

Der Wächter räusperte sich und meinte in bescheidener Entgegnung:

„Ich wüßte nicht, was sie für eine Unschicklichkeit begangen – – –“

„Schweig!“ unterbrach ihn der Müller, indem er ihm die Peitsche zornig um die Beine knallte. Der Büttel schien an diese Art von Liebkosung gewöhnt zu sein, und fing den Hieb gewandt mit seinem hölzernen Stelzfuß auf.

„Ist es für sie etwa schicklich, zu Tanze zu gehen und mit dem Jungvolk wie unsinnig herumzuspringen?“

„Ist es denn eine gar so große Sünde, einmal einen – – –“

„Schweig!“ gebot der Richter abermals, indem er ihm einen zweiten Hieb versetzte. „Sie weiß, daß sie nicht dorthin gehört, denn es gibt gesetzte Männer, an die sie sich zu halten hat, und die eine solche Kinderei nicht vertragen können.“

„Darf ich wohl fragen, wer diese gesetzten Männer sind?“ erkundigte sich Schulazek im unterwürfigsten Tone, jedoch mit einer Miene, in welcher eine kleine Ironie nicht ganz zu verkennen war.

„Schweig!“ befahl der Erlenmüller zum dritten Mal, und jetzt traf seine Peitsche den Frager an einer empfindlichen Stelle. „Packe dich hinaus, und schicke sie mir einmal her! Ich habe mit ihr zu reden.“

Der Büttel gehorchte, drehte sich aber unter der [24] Tür, wo ihn die Peitsche nicht mehr erreichen konnte, um und fragte:

„Wenn sie nun wissen will, was Ihr mit ihr zu reden habt; was soll ich ihr da sagen?“

„Kerl, willst du gehen oder nicht!“ brauste der Gefragte auf, und da die Peitsche zu einem seinem Zorne angemessenen Hiebe zu kurz war, so warf er sie ihm nach. Sie traf nur die Tür, die der Wächter schnell

hinter sich zugezogen hatte.

Dieser humpelte zur Mühle hinaus und wandte sich nach dem Zaun des Nachbargartens. Dort saßen die plaudernden Mädchen in der Fliederlaube, die sich bereits mit dem Grün des Frühlings geschmückt hatte. Auf seinen Ruf kam eins von ihnen herbei; er grüßte freundlich und reichte die Hand hinüber.

„Grüß Gott, Agnes! So ist's recht; wenn man des Werktags brav geschafft hat, so darf man des Sonntags lustig sein. Was macht der Vater?“

„Der hat noch keinen Sonntag. Er arbeitet.“

„Er arbeitet? Wem pressiert's denn so?“

„Dem Erlenmüller. Er will noch heute die neue Jacke haben, die ihm der Vater zu machen hat.“

„Ich konnte mir denken, daß dieser es ist. Ein anderer würde deinen Vater nicht zwingen, am heiligen Sonntag zu arbeiten. Ich war jetzt drüben bei ihm. Er hat euern Gesang gehört und schickt mich zu dir, daß du sogleich einmal zu ihm kommen sollst.“

„Was soll ich denn bei ihm?“

„Ich weiß es nicht. Er war zornig darüber, daß du gesungen hast.“

Über das Angesicht des Mädchens zog ein tiefer Schatten, und sie bemerkte im unmutigen Tone:

[25] „Ja, wenn es nach dem Herrn Paten ginge, so würde ich bei ihm eingeschlossen und er hielte noch obendrein die Wache vor der Tür. Ich werde einmal sehen, was er mir zu sagen hat.“

„Viel Kluges ist es nicht, Agnes; das kann ich mir leicht denken,“ meinte der Veteran. „Schau, die alte selige Muhme von deiner Mutter ist die Großmutter von meines Schwagers Base gewesen, und darum gehörst du in meine Verwandtschaft, und ich meine es gut und aufrichtig mit dir. Der Erlenmüller möchte gern eine junge Frau, die ihn pflegen soll, und wen er damit meint, das wirst du wissen. Die Müllerin wird eine reiche Frau sein, glücklich aber nicht. Das sage ich, und das sagt auch meine Emilka, und was diese sagt, das hat guten Grund und Nachdruck. Und daher meine ich, daß es besser ist, arm zu bleiben, als elend und unglücklich zu werden. Merke dir das!“

„Du hast Recht, Vetter Schulazek! Aber weißt du nicht, daß mein Vater dem Richter über zweihundert Gulden schuldig ist?“

„Ich weiß es. Willst du dich verschachern lassen?“

„Wie kannst du so fragen, da du den Vater kennst! Der Müller ist mein Pate und meines Vaters Gläubiger, aber das wird weder mich noch den Vater zwingen, etwas zu tun, was wir später bereuen könnten.“

Sie reichte ihm die Hand und ging. Er sah ihn nach, als sie den Garten verließ und nach der Mühle schritt.

„Hm,“ meinte er für sich, „an der wird sich der Richter verrechnen. Die ist gerade so resolut wie **[26]** meine Emilka. Schade wär's aber auch um sie, ja, jammerschade! Die sollte eigentlich einen Mann bekommen, einen – ei – nen – hm, so einen Unteroffizier, einen Feldwebel; eigentlich brauchte sich sogar ein Hauptmann nicht mit ihr zu schämen. Ein Blitzmädel! Das liegt so im Blute und in der Verwandtschaft; unsere Freundschaft hat lauter tüchtige Männer und lauter kuragierte Weiber aufzuweisen.“

Wer das hoch und kräftig gewachsene Mädchen so leicht und doch so sicher dahinschreiten sah, der konnte allerdings vermuten, daß sie das notwendige Maß von Selbstbewußtsein besitze. Ihre jugendlich frischen Schönheit bedurfte keiner künstlichen Mittel, um zur Geltung zu kommen, und wenn ihr Inneres mit diesem Äußeren übereinstimmte, so war der Mann, der sie sich zu erringen verstand, gar wohl glücklich zu nennen.

Sie trat beim Müller ein und grüßte.

„Gib mir einmal die Peitsche her!“ befahl er ihr, anstatt den freundlichen Gruß zu erwidern. „Schade, daß ich den Wächter nicht getroffen habe; er hatte sie verdient!“

Sie hob die Peitsche gehorsam auf und lehnte sie in die Ecke.

„Her damit!“ gebot er. „Was soll sie dort!“

„Und was soll sie in Eurer Hand, Pate?“ fragte sie ruhig. „Oder habt Ihr etwa vor, hier in der Stube Gänse zu hüten?“

„Schweig!“ rief er ihr zu. „Du weißt, daß ich sie brauche. Dieses Gesindevolk ist nur mit der Karbatsche zu bemeistern!“

„Jetzt ist keiner von den Leuten da, und für mich **[27]** braucht Ihr hoffentlich die Peitsche nicht! Ihr habt mich rufen lassen, Pate. Was soll ich hier bei Euch?“

„Was du sollst?“ frug er mit künstlichem Erstaunen. „Das fragst du noch! Ja, der Pate muß hier in Schmerz

und Jammertal sitzen, während da draußen der Bruder Lustig herrscht. Da wird gesungen und jubiliert, als ob es in der ganzen Welt keinen Kranken gäbe, und wer eine Pflicht hat, der muß erst durch den Wächter an sie erinnert werden!“

Agnes nahm auf einem Stuhle Platz und antwortete ruhig:

„Mit dieser Strafrede werde wohl ich gemeint sein; aber wenn der Herr Pate einmal nachdenken will, so wird er finden, daß er Unrecht hat. Einen Bruder Lustig habe ich da draußen nicht gesehen; wir haben ein frommes Wallfahrtslied gesungen, und das ist keine Sünde. Und meine Pflicht kenne ich so genau, daß niemand notwendig hat, mir ihretwegen den Wächter zu senden. Ich muß für die Eltern sorgen und habe wohl auch den Herrn Paten zu ehren, aber seine Dienstmagd bin ich nicht. Ich war heute bereits schon einmal da; was gibt es jetzt so Notwendiges zu tun?“

„Nichts gibt's zu tun; aber hier bei mir sitzen sollst du und nicht da draußen bei den Schreihälsen, die sich doch nur ihre Burschen herbeisingen wollen!“ erklärte der Müller.

„Davon ist keine Rede gewesen,“ antwortete Agnes. „Aber wenn Ihr Euch zu einsam fühlt, so bleibe ich gern ein Stündchen da; nachher muß ich wieder bei der Mutter sein.“

[28] Sie erhob sich von ihrem Sitze und trat an ein kleines Wandschränkchen, das sie öffnete.

„Was suchst du dort?“ fragte der Müller hastig.

„Das Legendenbuch; ich will Euch etwas vorlesen.“

„Das laß nur bleiben! Du fürchtest dich wohl gar vor mir, da du dich hinter die Legende verbarrikadieren willst?“

„Ich fürchte mich vor keinem, auch vor Euch nicht, obgleich Ihr es versteht, die Leute scheu zu machen. Und die Legende, die Ihr nicht haben wollt, die lese ich Euch dennoch vor. Ihr seid nicht in der Kirche gewesen, und da ist es gerade recht, daß Ihr etwas Frommes zu hören bekommt!“

Das entschlossene Mädchen setzte sich wieder nieder und schlug das Buch auf, der Müller aber wehrte mit beiden Händen ab.

„Ich mag aber diese Geschichten nicht hören! Wenn du anfängst, so rufe ich den Knecht; der muß dich hinauswerfen!“

„So kann ich ja lieber gleich vorher gehen!“ erwiderte Agnes.

Sie schlug das Buch zu und stand auf, um sich zu entfernen.

„Bleib!“ gebot er. „Ich habe dich rufen lassen nicht der Legende wegen, sondern um mit dir zu reden. Weißt du, daß heute abend Tanz gehalten wird?“

„Ja.“

„Wirst du gehen?“

„Ja.“

„Also wirklich! Gehen willst du!“ rief er. „Ich **[29]** sage dir aber, daß du nicht gehen wirst. Ich verbiete es dir!“

Sie schüttelte lächelnd den Kopf und antwortete:

„Da hat sich der Herr Pate doch gar sehr verändert. Er ist früher der flotteste Tänzer gewesen und hat sogar drei Wochen nach dem Tode der Frau Patin bereits wieder getanzt. Warum ist denn nun jetzt so plötzlich das Tanzen ein so schlimmes Ding geworden? Es ist bereits über ein Jahr vergangen, seit ich von meinem Dienste in Halberstadt wieder daheim bin, und ich dieser Zeit habe ich nur zweimal den Tanzboden betreten. Auch heute wollte ich nicht gehen, aber die Eltern sagten, daß ich mir auch eine Freude machen und mich nicht immer vor den Leuten verstecken solle wie eine, die kein gutes Gewissen hat. Da sieht der Herr Pate wohl ein, daß ich es dem Vater nicht abschlagen kann, wenn er mich mitnehmen will.“

„Ah, dein Vater will gehen?“

„Ja, mir zu Liebe, denn ohne ihn tue ich es nicht.“

„Also, um in das Wirtshaus zu gehen, hat er Geld? Er mag zuvor kommen und mich bezahlen, der Lump! Er darf – – –“

„Hört, Pate“, unterbrach ihn das Mädchen schnell, „wenn Ihr den Vater schimpft, so habt Ihr es mit mir zu tun! Meine Eltern sind wenigstens ebenso brav, wie der reiche Erlenmüller, und ich leide es nimmermehr, daß Ihr ein solches Wort gegen sie gebraucht!“

„So!“ dehnte der Müller. „Was willst du denn dagegen tun?“

„Wenn es ein anderer wäre, so würde ich ihn heimzuschicken wissen, obgleich ich kein Raufbold,

[30] sondern ein Mädchen bin; da es aber der Herr Pate ist, so kann ich nichts tun, als gehen.“

„Bleib!“ gebot er ihr. „Wenn du die Widerspenstige spielst, so sollst du sehen, was ich tue! Oder denkst du etwa, daß ich nicht die Macht habe, dich gehorsam zu machen?“

Jetzt nahm ihr Gesicht einen sehr ernsten Ausdruck an; sie trat nahe an ihn heran, legte ihm die Hand schwer auf den Arm und sagte:

„Ich weiß es, welche Macht Ihr meint: es ist keine gute. Schämt Euch, Pate, auf eine solche Weise den Tyrannen zu spielen. Mein Vater hat ein Weniges zurückgelegt, und ich habe meinen sauer verdienten Lohn dazu getan; auf diese Weise sind hundertfünfzig Gulden zusammengekommen. Der Vater hat sie Euch geben wollen; Ihr aber habt sie nicht angenommen, sondern die ganze Summe verlangt. Das ist nicht der richtige Weg, sich Liebe und Achtung zu erwerben. Ich müßte blind sein, wenn ich nicht bemerken wollte, welchen Zweck Ihr verfolgt; auf diese Weise aber kommt Ihr nicht zum Ziele; das sage ich Euch!“

„Nicht?“ höhnte er. „Und wenn ich nun deinen Vater einsperren lasse? Ich habe den Wechselbrief in der Hand.“

„Ja, das ist auch so eine rechte Bosheit von Euch gewesen. Der Vater hat geglaubt, er unterschreibe einen gewöhnlichen Schuldschein, und anstatt dessen ist es ein Wechsel gewesen; er hat das nicht gekannt, und nun er die Summe nicht bezahlen kann, soll er in Arrest kommen. Ihr seid der Pate, und darum will ich nicht sagen, was ich denke, aber der liebe Gott **[31]** wird schon noch in Euer Gewissen greifen, und dann – –“

„Schweig!“ donnerte er. „Mein Gewissen ist mein, und darein soll mir niemand greifen. Dein Vater wird heute kommen, um mir die Jacke zu bringen, und da werde ich einmal im Ernste mit ihm reden. Wenn du heute abend den Tanz besuchst, so ist es aus mit euch; das merke dir!“

Noch ehe das Mädchen antworten konnte, entstand draußen ein Geräusch von Waffen; die Stubentür wurde aufgerissen, und es traten drei Männer herein, die in die überall gefürchtete rote Panduren-Uniform gekleidet waren.

„Wohnt hier Stephan Noak, der Richter von Studenetz?“ fragte einer von ihnen, welcher die Abzeichen eines Unteroffiziers trug. Er hatte es gar nicht nötig gefunden, vor seiner Frage einen Gruß auszusprechen.

„Der bin ich“, antwortete der Müller.

„So! Könnt Ihr nicht aufstehen, wenn man mit euch spricht!“

Der sonst so gewalttätige Müller schien diesen Leuten gegenüber seinen ganzen Mut verloren zu haben. Er versuchte, sich auf die Füße zu stellen, sank aber unter einem schmerzhaften Stöhnen sofort wieder nieder.

„Ich kann ja nicht“, antwortete er. „Ich habe das Kalte in den Beinen!“

„So seht Euch vor, daß wir es Euch nicht warm machen! Verstanden?“ bemerkte der Unteroffizier in barschem Tone. „Wer ist der vornehmste Mann in diesem Dorfe?“

[32] „Ich!“ lautete die einigermaßen selbstbewußte Antwort.

„So werden wir zu Euch den Herrn Oberst legen müssen?“

„Welchen Oberst?“

„Kennt Ihr unsere Uniform denn nicht? Ich meine den Panduren-Oberst Freiherrn von der Trenck.“

„Die Augen des Müllers wurden größer, und auch sein Mund öffnete sich vor Schreck.“

„Den Trenck!“ rief er. „Gott sei uns gnädig!“

„Ja“, lachte der Unteroffizier, „Gott mag Euch gnädig sein, wenn Ihr Euch nur das Geringste zu Schulden kommen laßt. Ihr habt doch wohl schon von dem Trenck gehört? Der fackelt nicht!“

„Ich denke, der ist in Bayern“, wagte der Richter zu bemerken.

„Da ist er gewesen. Nun aber hat er einen kleinen Spaziergang nach Böhmen gemacht, um auch Euch einmal eine Freude zu bereiten. Heute gilt's nur einer Rekognition, die der Oberst in eigener Person zu unternehmen geruht. Er kommt mit nur zwei Leutnants und der nötigen Dienerschaft; morgen geht es wieder fort. Aber das ist Geheimnis. Wenn es verraten wird, so kostet's Euch den Kopf. Ich hoffe, daß Ihr gut kaiserlich seid und nicht etwa mit den Preußen konspiriert! Wer ist denn das Jüngferchen hier?“

„Sie ist mein Patenkind.“

„Von hier?“

„Ja.“

„Was ist ihr Vater?“

„Er ist Schneider.“

[33] „Pfu! Teufel, wie könnte ich nur ein Schneider werden! Aber eine hübsche Tochter hat er, und ich werde mich zu ihm einquartieren.“

Dies paßte dem Richter nicht in das Spiel; er bemerkte daher:

„Die Eltern sind blutarme Leute, Herr Unteroffizier; es gibt ja reiche Bauern genug, bei denen Ihr viel besser aufgehoben seid!“

„Das geht Euch nichts an! Verstanden? Ich werde mir jetzt das Dorf betrachten, und dann soll es sich finden, wo die Herren Leutnants und die übrigen wohnen. Aber das sage ich Euch, Richter, laßt es an nichts fehlen; der Trenck macht keinen Spaß!“

Er warf sein Zeug ab und entfernte sich mit den beiden. Jetzt schlug der Müller die Hände zusammen und jammerte:

„Ist's möglich? Der Trenck! Der ist ja schlimmer als der wahre Teufel! Und ich kann nicht auf; ich kann nicht laufen! Mein Haus, mein Vieh, mein Geld! Agnes, spring rasch und hole den Wächter; ruf meine Leute zusammen und komm dann wieder. Du darfst heute nicht fort; ich kann dich ganz unmöglich entbehren!“

Das Mädchen knüpfte ihr Vortuch fester und antwortete:

„Den Wächter sollt Ihr haben und das Gesinde auch; was aber mich betrifft, so kann ich nicht wiederkommen. Ihr habt ja gehört, daß sich der Unteroffizier zu uns gemeldet hat, und da kann die kranke Mutter ohne mich nicht verkommen. Ich werde schnell laufen!“

[34] „Schweig!“ gebot er ihr. „Wenn ich dir befehle –“

Sie hörte seine weiteren Worte nicht mehr; sie eilte hinaus, um den ersten Teil seines Auftrages zu erfüllen. Als dies erledigt war, schritt sie ihrer Wohnung zu, die am äußersten Ende des Dorfes lag. In einiger Entfernung vor sich erblickte sie einen Mann; in langsamen Schritten spazierte er durch das Dorf. Es mußte ein fremder sein, obgleich er die Tracht der dortigen Gegend trug. Seine Gestalt war beinahe riesig zu nennen, fiel aber gar nicht unangenehm in die Augen, da der Gliederbau ein ganz harmonischer war. In der Rechten schwang er wie spielend einen Knotenstock, dessen Gewicht einem anderen ganz sicher mehr zu schaffen gemacht hätte, und wer ihn so langsam, sicher und gewichtig dahinschreiten sah, der konnte sich leicht sagen, daß dieser Enaksohn eine wahre Bärenkraft besitzen müsse.

Da Agnes eilte, so kam sie ihm immer näher. Im Vorübergehen wollte sie ihn grüßen, und auch er wandte sich zu ihr, da er ihre nahenden Schritte vernommen hatte. Beider Blicke fielen aufeinander, und beide blieben sogleich in höchster Überraschung stehen.

„Agnes!“ rief er.

„Willhelm!“ rief sie, und zwar unter einem freudigen Leuchten ihrer großen, schönen Augen. „Herr Gott, wie kommst du nach Studenetz?“

„Weil ich Sehnsucht nach dir hatte, meine Agnes“, antwortete er mit einem Lächeln des Glückes in seinem treuen aufrichtigen Angesicht. „Ich habe mir Urlaub genommen und – – –“

[35] „Urlaub?“ unterbrach sie ihn. „In Jesu Namen, ich habe gehört, die Preußen sind in Böhmen eingedrungen. Bist du etwa mit dabei?“

„Freilich,“ antwortete er.

„Wo steht ihr denn bereits?“

„Hm! Das darf ich dir leider nicht sagen. Es ist Krieg!“

„O, welche Angst ich da bekomme! Wenn man dich hier sieht, so bist du verloren!“

„Wohl nicht sogleich“, meinte er mit einem lächelnden Blick an seiner Herkulesgestalt hernieder. „Man kennt mich hier ja nicht, und ich hoffe auch, daß keine Feinde in Studenetz stehen.“

„Sie sind noch nicht da, aber sie kommen“, bemerkte sie voller Angst.

„Wer denn? Reiter? Infanterie?“

„Die Panduren – – –“

„Ah!“ machte er erstaunt. „Stehen diese Kerls bereits hier oben? Aber komm schnell! Man hat uns noch nicht bemerkt, und unter solchen Umständen ist es besser, wenn unser Gespräch unbeobachtet bleibt.“

Sie hatten sich allerdings zufälligerweise an einem menschenleeren Teile der Dorfstraße getroffen. Er nahm sie bei der Hand und schlüpfte mit ihr in einen schmalen Heckenweg hinein, welcher zwischen zwei Gärten hinaus auf die Felder führte. Da draußen fanden sie hinter einem dichten Hollundergebüsch einen Platz, wo sie wahrscheinlich unbemerkt blieben. Erst dort war ein herzlicheres Willkommen möglich, und dann meinte der Fremde:

„Agnes, ich habe mir unser Wiedersehen ganz anders gedacht, aber da du von Panduren redest, [36] so habe ich zunächst auf meine Sicherheit zu sehen. Wann werden sie kommen?“

„Heute, sehr bald.“

„Wie viele?“

„Der Trenck, zwei Leutnants und die Bedienung.“

„Der Trenck!“ rief der Fremde fast zu laut für ihre gegenwärtige Situation. „Der Trenck! Der wilde Trenck selbst? Ah, und mit so wenig Gefolge? Entweder ist das eine einfache Rekognition, oder es steckt irgend eine Teufelei dahinter! Wo wird er wohnen?“

„Bei meinem Paten, dem Richter. Er ist bis morgen da.“

„Beim Richter, von dem du mir so wunderschöne Sachen geschrieben hast? Den muß ich mir einmal ansehen!“

„Um Gotteswillen, tu das nicht!“ bat das Mädchen. „Du weißt gar nicht, wie gefährlich das für dich ist.“

Sie gab ihm nun ein deutliches Bild von dem Charakter und dem Verhalten des Richters, und merkte dabei nicht, daß sie durch die Beantwortung seiner dabei eingestreuten Fragen gewissen Zwecken diene, von denen sie gar keine Ahnung hatte. Sie schloß endlich:

„Du weißt, wie sehr ich mich nach dir gesehnt habe, aber da du hier so große Gefahr läufst, so bitte ich dich, ja nicht länger hier zu bleiben. Ich würde vor Angst sterben, wenn die Panduren dich in ihre Hand bekämen. Du würdest ganz sicher als Spion aufgeknüpft!“

Er zog lächelnd seine Uhr und schien in Gedanken nachzurechnen.

[37] „Ich will dir den Willen tun“, sagte er dann, „aber nur in dem Fall, daß du mir auch einen Gefallen tust.“

„Welchen?“

„Du gehst heute abend unbedingt zu Tanze!“

„Aber der Pandur, der bei uns wohnt, wird dann auch mitgehen!“

„Was schadet das? Willst du?“

„Ja.“

„Im letzten Haus wohnst du?“

„Im letzten dort.“

„Und wo ist die Mühle?“

„Da rechts hinter den vier hohen Erlen; daher heißt sie ja auch die Erlenmühle.“

„Also du gehst zu Tanze, tanzest aber mit keinem Menschen! Verstehst du wohl! Ich habe meinen Grund dabei. Und wenn ich ja nicht bald wiederkommen sollte und der Müller macht euch Sorge, so nimm hier das und bezahle den Menschen. Ich habe es von meinem Gehalt gespart; du kannst es mit gutem Gewissen annehmen.“

Sie wollte ein Wort der Erwiderung sagen; er jedoch schloß ihr den Mund mit einem Kusse und sprang davon. Sich später undrehend, winkte er ihr noch einmal mit dem Taschentuch zu; dann verschwand er hinter den Weiden, die den Bach umsäumten. Dort blieb er halten und zog die Uhr abermals.

„Hm! Ich habe sechs Stunden zu laufen“, überlegte er. „Es ist nur dann zu ermöglichen, wenn ich ein Pferd bekommen kann.“

[38] Er eilte im Rücken des Dorfes weiter und kam so auch an dem Garten der Mühle vorüber, in dem zwei braune, stämmige Ackerpferde weideten. Er warf einen forschenden Blick umher, um sich zu überzeugen, daß er unbeobachtet sei; dann öffnete er das Pfortchen, das aus dem Garten ins Freie führte, bestieg eines der Pferde und war damit bereits nach einigen Minuten jenseits des eng gezogenen Horizontes verschwunden. Das Gesinde des Müllers hatte keine Zeit, an die Pferde zu denken; sie waren damit beschäftigt, das wertvollere Eigentum ihres Herrn der Habsucht der Panduren zu entziehen. — — —

2. Der Pandur.

Es war für das liebe schöne Österreich eine gar schlimme Zeit. Mit Kaiser Karl VI. war der habsburgische Mannesstamm erloschen, und als seine Tochter Maria Theresia den Thron bestieg, sah sie trotz der pragmatischen Sanktion die Schwerter von Preußen, Spaniern, Neapolitanern, Franzosen, Bayern und Sachsen gegen sich gerichtet. Die heldenmütige Herrscherin verzagte nicht; sie wendete sich an ihre Ungarn, die ihr mit dem begeisterten „*Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!*“ antworteten. Ihr Heer war in Bayern unter dem wackeren Khevenhüller glücklich; aber in Böhmen stand der tatendurstige

Preußenkönig, um das der Kaiserin abgenommene Schlesien zu behaupten. Gegen ihn zog unter Karl von Lothringen der Feldmarschall Königsegg heran; ein Zusammenstoß war unvermeidlich.

[39] In der böhmischen Bezirksstadt Humpoletz ging es um die Mitte des Monats Mai im Jahre 1742 sehr lebhaft, ja fast mehr als lebhaft zu. Wem es vergönnt gewesen wäre, aus einem Luftballon auf die Stadt herabzublicken, der hätte diese sehr leicht für ein Nest voll roter Ameisen halten können, deren Regsamkeit sich ganz besonders gegen den Ringplatz zu konzentrieren schien. Diese Ameisen waren rot gekleidete Panduren, die Angehörigen jener berüchtigten Truppe, von der damals Tausende beteten „Herr Gott, behüte uns vor Teurung und Hagelschlag, vor Pestilenz und Ungewitter, vor Kroaten und Panduren!“

Der Führer jener blutrot gekleideten Schar war gewohnt, die Seinen in steter Bewegung zu erhalten. Bei ihm gab es keine Ruhe und Stille, kein gemütliches Rasten und kein geduldiges Harren. Er, der selbst von inneren und äußeren Mächten ruhelos hin und her getrieben wurde, ließ die Wogen seiner heißen, rücksichtslosen Natur auch hinaus auf seine Umgebung branden, und so kam es, daß der Ringplatz einem wirren Ameisennest und nicht dem Ruheplatz einer vom Marsch ermüdeten Truppe glich.

In einem Zimmer seines Quartiers lag der Panduren-Oberst Freiherr Franz von der Trenck auf einem Sofa, dessen Überzug er mit den Sporenrädern ganz unbedenklich bereits in Fetzen zerrissen hatte. Auf dem Boden lagen beschmutzte Karten, zerstampfte Schreibfedern, zerbrochene Weingläser, verbogene Löffel und Gabeln, Bruchstücke von Tellern und Tassen umher, übersät von Streusand und Tabakasche, und auf dem Tisch, der vor dem Sofa **[40]** stand, sah es beinahe noch chaotischer aus. Die umgeworfenen Schüsseln hatten ihren Inhalt mit dem verschütteten Wein vermischt, so daß die Überreste der teuren Mahlzeit in breiten, bunten Streifen am Tafeltuch herabliefen und dann auf die Diele tropften.

Dem Obersten gegenüber saßen zwei Männer, die einzigen, die mit ihm gespeist hatten. Der eine trug die Uniform eines Majors und der andere diejenige eines Hauptmannes. Das Gesicht eines jeden von ihnen hätte zu einer interessanten psychologischen Studie veranlassen können, wenn nicht die Person Trencks die ganze Aufmerksamkeit für sich in Anspruch genommen hätte. Trenck war ein schöner, sogar ein sehr schöner Mann, der jetzt das Alter von dreißig Jahren erst wenig überschritten hatte. Ebenso berühmt wie seine Körperstärke war auch seine Befähigung, die härtesten Strapazen mit größter Leichtigkeit zu ertragen. Bekannt war es, daß er sieben Sprachen vollständig beherrschte und ausgezeichnete militärische Kenntnisse besaß; aber in moralischer Beziehung ließ sich über ihn kaum ein nur einigermaßen schonendes Urteil fällen. Jähzornig, rücksichtslos, herzlos, im höchsten Grade habsüchtig, zeichnete er sich ebenso durch verwegenen Mut und wilde Tapferkeit wie durch eine nur zu oft barbarische Grausamkeit aus, die ihn später doch endlich in das Verderben führte.

Er war als Sohn eines kaiserlichen Ober[st]leutnants, der aus Preußen stammte, in Reggio in Kalabrien geboren, wurde von den Jesuiten in Ödenburg erzogen und trat im Alter von sechzehn Jahren in kaiserliche Dienste, die er aber seiner Händelsucht wegen bald wieder verlassen mußte. Er wandte sich später nach **[41]** Rußland, wo er als Rittmeister in ein Husarenregiment eintrat. Wegen grober Verletzung der Subordination zweimal zum Tode verurteilt, wurde er auf Verwendung des Feldmarschalls Münnich zwar begnadigt, aber kassiert und zu Schanzarbeit verurteilt. Er kehrte auf seine in Slavonien gelegenen Güter zurück, wo er sich besonders mit der Unterdrückung der zahlreichen Räuberscharen, die jene Gegenden beunruhigten, beschäftigte, dabei aber bei Weitem mehr grausam als menschlich verfuhr. Bei dem Ausbruch des Österreichischen Erbfolgekrieges erhielt er die Erlaubnis, ein Korps von tausend Panduren auf eigene Kosten auszurüsten. Dieses wurde zuletzt gegen fünftausend Mann stark und bildete stets die Vorhut, zeigte dabei zwar ganz dieselbe Tapferkeit, doch auch ganz dieselbe Grausamkeit, durch die sein Führer berüchtigt war. Die Kaiserin mußte seine kriegerischen Verdienste anerkennen, konnte ihn aber ganz unmöglich in seiner Stellung belassen. Er weigerte sich, abzutreten und wurde endlich wegen unaufhörlicher Greuelthaten und Subordinationsvergehen zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Spielberg verurteilt, wo er auch starb.

Jetzt also lag er mit seinen Panduren in Humpoletz, und der Zustand seiner Wohnung bewies, daß er mit den beiden Offizieren ein wüstes Gelage abgehalten habe. Sie lagen betrunken in ihren Sesseln, während der Oberst sie mit höhnischer Schadenfreude betrachtete; er hatte schon manchen starken Trinker unter den Tisch gebracht, war selbst aber noch niemals besiegt worden.

Die schnarchenden Seufzer der beiden Betrunkenen **[42]** wurden von dem Wirt des Hauses unterbrochen, der nach einem lauten Klopfen in das Zimmer trat.

„Was will Er?“ rief ihm der Oberst zornig entgegen. „Wie kann Er es wagen, einzutreten, ohne vorher angemeldet zu sein!“

„Verzeihung, Herr Oberst!“ bat der Mann mit demütiger Gebärde. „Man wollte mich nicht anmelden, und da habe ich mir erlauben müssen – – –“

„Erlauben müssen?“ unterbrach ihn Trenck, indem er das letzte Wort besonders betonte. „Ist es etwas so sehr Notwendiges, daß man sich hier stören lassen muß?“

„Für mich ist es notwendig, gnädigster Herr. Es betrifft meine Uhr.“

„Seine Uhr!“ brauste Trenck auf. „Hält Er mich etwa für einen Uhrmacher, he?“

Er erhob sich drohend aus seiner liegenden Stellung, wobei der Inhalt seiner türkischen Tabakspfeife auf das Sofa fiel, dessen Überzug sofort zu glimmen begann. Der Wirt sah das, hatte aber nicht den Mut, ein Wort darüber zu erwähnen; er fuhr fort:

„Es war eine Schwarzwälder Spieluhr, ein teures Andenken meiner Voreltern. Man hat sie von der Wand gerissen und zerschlagen, um im Ofen Feuer damit zu machen. Und als ich mich dagegen sträubte, hat man mich mit der flachen Klinge blutig geprügelt.“

Trenck stieß ein rohes Lachen aus und fragte:

„Hat die Uhr gut gebrannt?“

„Leider!“

„Das ist Sein Glück! Er hat uns brauchbares Brennholz zu schaffen, und wenn die Uhr nicht gut gebrannt hätte, so wäre Er schlecht davon gekommen; [43] das versichere ich Ihm. Sei Er also froh, daß die Sache für Ihn so gut abgelaufen ist, und mache Er, daß Er sogleich verschwindet!“

„Aber, gnädigster Herr, ich denke doch, daß – –“

„Nichts hat Er zu denken!“ rief der Oberst. „Hinaus, sonst – –“

Der Wirt wartete die Fortsetzung der Drohung gar nicht ab, denn Trenck hatte an die Wand nach seiner Pistole gegriffen; er zog sich in höchster Eile aus dem Zimmer zurück. Der Oberst goß sich ein volles Glas hinunter und schenkte auch den beiden andern, die von dem Gespräche erweckt worden waren, ein.

„Trinkt, Ihr Herren!“ forderte er sie auf. „Solange man uns zu Ehren Spieluhren verfeuert, brauchen wir keinen Durst zu leiden.“

Sie stießen an und leerten die Gläser, eben sollten sie nochmals gefüllt werden, als eine abermalige Störung erfolgte. Jedoch schien diese dem Obersten nicht unlieb zu sein, denn er erhob sich mit gespannter Miene und fragte den Eintretenden:

„Slugaksch, schon wieder eingetroffen! Konntest wohl nicht weit kommen?“

Der Gefragte war ein noch ziemlich junger Mann in gewöhnlicher Bauernkleidung, doch ließ seine ganze Figur und Haltung erraten, daß er eigentlich zum Militär gehöre.

„Wenn mich mein Oberst schickt, komme ich so weit, wie er will,“ antwortete er mit selbstgefälliger Miene. „Ich war bis Skutsch und Richenburg.“

„Unmöglich, in dieser kurzen Zeit!“

[44] „Sehr leicht möglich, wenn man es richtig anfängt! Ich habe einem Bauern seinen zweispännigen Wagen abgenommen.“

„Teufelsker! Bringst du Nachrichten mit?“

„Genug.“

„So setz dich her, rauch, trink und erzähle!“

Die Vertraulichkeit, mit der Trenck den Mann behandelte, ließ vermuten, daß dieser ein ganz besonderer Günstling von ihm sei. Er setzte sich, nachdem er die beiden Offiziere mit gebotener Ehrerbietung begrüßt hatte, an den Tisch, schenkte sich ein Glas ein und brannte sich eine der gestopften Pfeifen an. Nachdem er dann von dem Weine getrunken hatte, begann er:

„Also bis Skutsch und Richenburg bin ich gekommen; weiter aber ging es nicht, da die Preußen in der Nähe waren.“

„Wo stehen sie?“

„Der König kam von Olmütz über Leitomischl und steht jetzt in Chrudim, hat aber über zehn Bataillone und gegen zwanzig Schwadronen in Leitomischl und Umgegend zurückgelassen, die er jedenfalls noch an sich ziehen wird. In und um Kuttenberg steht ein noch größeres Korps. Der Herr Oberst wissen bereits, daß sich Glatz ergeben hat; von dort aus wird der General Derschau dem Könige wohl acht Bataillone und dreißig

Schwadronen zuführen.“

„Alle Wetter! Woher weißt du das so genau?“

„O, ich weiß noch mehr! Ich fand in Richenburg einen schlesischen Juden, den der König als Spion benutzt. Unsereiner hat einen Blick für solche Leute; ich ahnte sofort, welch ein Handwerk er treibe, ließ [45] ihm gehörig einschenken und nahm ihn ins Gebet; er beichtete aber erst dann, als er betrunken war. Er war mit dem Lohn, den ihm die Preußen geben, nicht zufrieden und wurde gleich mein Mann, als ich ihm einen besseren Lohn versprach.“

„Den Kerl können wir brauchen! Hast du ihn mitgebracht?“

„Das versteht sich! Aber ihn nicht allein.“

„Wen noch?“

„Als ich ihn aufforderte, mit mir zu gehen, gestand er mir, daß er nicht allein sei. Er war nämlich einem adeligen Herrn nebst dessen Tochter, die er nach Moldauthein zu bringen hat, als Führer beigegeben.“

„Wer sind diese Leute?“

„Es ist ein alter Herr von Bodtmann, dessen Anwesenheit auf Schloß Moldauthein so notwendig ist, daß er nicht daran denken darf, wie sehr der Krieg das Reisen erschwert.“

„Und dieser Mann reist in Begleitung eines Spions?“ fragte der Oberst finster.

„Ohne es zu wissen, wie mir der Jude selbst versicherte. Man hat gehofft, daß wir diesem Herrn von Bodtmann nichts in den Weg legen und dem Spion also seine Aufgabe erleichtert werde.“

„So kommt der alte Kerl also aus dem feindlichen Hauptquartier?“

„Geradewegs aus Chrudim. In Richenburg konnten sie weder Pferde noch Wagen bekommen, und als ich ihnen mein Fuhrwerk anbot, wurde es mit größtem Danke angenommen. Es waren vier Plätze vorhanden, und so sind wir denn wohlbehalten soeben hier angekommen.“

[46] „Er reist ohne Diener?“

„Ja. Er scheint ein alter Haudegen zu sein, der gewohnt ist, sich selbst zu bedienen.“

„Ging er freiwillig mit nach Humpoletz? Sein Weg hätte doch näher über Chotebor geführt.“

„Er verließ sich auf den Juden, und den hatte ich gewonnen. Ich sagte natürlich kein Wort dazu, daß er in Humpoletz Panduren finden werde. Da er so glücklich durch die Preußen gekommen ist, so glaubte er, auch auf dieser Seite keine Schwierigkeiten zu finden.“

„Hat er Papiere?“

„Ja. Sie sind gut; ich habe sie gesehen. Bei den Preußen hat er sie gar nicht gebraucht, da er unter einem sehr mächtigen Schutz gereist ist.“

„Mit einem Offiziere etwa?“

„Mit einem Feldmarschall sogar.“

„Ah! Doch nicht mit dem Buddenbrock?“

„Nein, sondern mit dem alten „Schwerenöter!“

„Mit – mit wem?“ rief Trenck, vor Überraschung aufspringend. „Mit dem alten Dessauer? Der ist hier? Wirklich?“

„Ja, in Chrudim beim König.“

„Ich denke, er ist in Zittau!“

„Friedrich hat ihn nach Böhmen gerufen. Die beiden sind stets bei der Vorhut. Sie suchen von morgens bis abends die Geländeverhältnisse ab, was mich vermuten läßt, daß sie die Schlacht bei Chrudim, Czaslau und Kuttenberg zu schlagen beabsichtigen. Man sollte die beiden Kerls wegfangen; da wäre der ganze Krieg zu Ende!“

Die Augen Trencks leuchteten auf.

[47] „Oh“, knirschte Trenck, „ich habe mit dem Dessauer noch ein Schaf zu scheren; er hat es an meinem Vater verdient, daß ich ihn einmal fest beim Schopf nehme. Tausend Gulden gäbe ich sofort demjenigen, der mir sagen könnte, wie und wo ich den Kerl erwische!“

Slugaksch blickte erwartungsvoll zur mächtigen Gestalt seines Obersten empor und fragte:

„Bekomme ich sie?“

„Augenblicklich, sobald er sich in meiner Hand befindet!“

„Hm! Mit ein Wenig List kann es doch nicht so schwer sein, dem Alten eine Falle zu stellen. Er liebt die Abenteuer wie die Mäuse den Speck. Wollen wir ihm eins bieten?“

„Welches?“ fragte Trenck hastig. „Du bist der richtige Kopf dazu. Sinne dir etwas aus, aber schnell!“

„Der gnädige Herr Oberst scheinen dem alten Knasterbart nicht eben sehr zugetan zu sein. Ist diese Liebe vielleicht gegenseitig?“

„Ganz und gar. Wenn der Dessauer mich umbringen kann, so tut er es. Wehe ihm, wenn ich ihn zwischen meine Fäuste bekomme!“

„Hm! Übermorgen ist Jahrmarkt in Chotebor. Wollen wir ihn hinlocken?“

„Ich bin sofort bereit; aber wie?“

„Wir machen ihm weiß, daß der Herr Oberst den Markt inkognito besuchen und dabei im Goldenen Rade einkehren werden. Wie ich ihn vom Hörensagen kenne, so kommt er sofort auch inkognito mit nur wenig Begleitung, um Euch zu fangen.“

[48] „Ganz gewiß!“ rief Trenck erfreut. „Er wird keinem andern die Ehre gönnen, den Franz Trenck gefangen zu haben. Aber wie machen wir es ihm weis, he? Das ist das Schwierige!“

„Es ist nicht so schwierig, wie es scheint. Der Tlasco versteht es ausgezeichnet, Handschriften nachzumachen.“

„Was soll uns dies nützen?“

„Wie ich aus der Unterhaltung dieses Herrn von Bodtmann gehört habe, ist er ein alter Kriegskamerad des Fürsten Leopold; sie schreiben sich zuweilen, und es ist große Freude gewesen, als sie sich unterwegs getroffen haben. Wie nun, wenn dieser Bodtmann dem Fürsten schreibt, daß er hier durchgekommen ist und dabei erfahren hat, daß der Herr Oberst den Jahrmarkt besuchen werden?“

„Ah, ich verstehe! Aber wir haben seine Handschrift nicht, die der Tlasco nachmachen könnte!“

„Es sollte mich sehr wundern, wenn er nicht eine Briefftasche oder ein Notizbuch bei sich führte. Man nimmt es ihm ganz einfach ab. Einen Siegelring trägt er auch.“

„Vortrefflich! Man wird mit ihm nicht viel Federlesens machen! Aber wer soll das Schreiben nach Chrudim tragen? Etwa der Jude, wenn er sich ganz zuverlässig erweist?“

„Nein! Es muß ein anderer Bote gefunden werden. Wenn es dem Herrn Obersten lieb und recht ist, werde ich das übernehmen. Den Juden brauchen wir als zweiten Boten. Wenn der alte Fürst dem Briefe ja nicht ganz trauen sollte, so muß der Jude die Tatsache mit dem Jahrmarkt bekräftigen.“

[49] „Mensch, du bist ein wahrer Advokat! Aber bedenke, daß es dir an den Kragen geht, wenn man dich in Chrudim als Pandur erkennt!“

„Pah, aus dem Kragen mache ich mir nichts, und für den Hals ist mir noch niemals bange gewesen. Drunten halten die Leute noch. Wen soll ich zuerst bringen, den Edelmann oder den Juden?“

„Den Edelmann, dann den Juden und dann den Tlasco.“

Slugaksch erhob sich, trank sein Glas aus, legte die Pfeife fort und entfernte sich.

„Ein Teufelsker! Nicht?“ meinte Trenck zu den beiden andern.

Diese waren durch die Erwartung eines Abenteuers ein wenig ernüchert worden und stimmten seinem Urteil bei. Der Hauptmann war sogar so gütig, die vier Zipfel des Tafeltuches empor- und über den Tisch hinwegzuschlagen, damit das Auge der Eintretenden nicht gar zu sehr beleidigt würde; er schien gar nicht zu ahnen, daß er damit das Übel nur vergrößert habe. Die drei nahmen neue Pfeifen zur Hand, und als diese eben in Brand gesteckt waren, wurde Herr von Bodtmann gemeldet. Er trat mit seiner Tochter ein, hinter ihnen Slugaksch, welcher an der Tür stehen blieb.

Der alte Herr hatte ganz das Ansehen eines wackeren, ehrwürdigen Veteranen. Seine Haltung war stramm, und sein Auge blickte in furchtloser Erwartung auf den Obersten. Seine Tochter war eine sympathische Erscheinung; sie zog ihren durch die hier herrschende Unordnung beleidigten Blick errötend auf sich selbst zurück.

[50] Trenck gab sich nicht die Mühe, einen Gruß auszusprechen. Er begann in kurzem, barschen Tone:

„Ihr nennt Euch von Bodtmann?“

„Ja. Baron Karl von Bodtmann. Diese Dame ist meine Tochter.“

Trenck hielt es nicht der Mühe wert, sich nur einen Zoll tief vor der Dame zu verneigen oder gar den beiden einen Sitz anzuweisen. Er fuhr fort:

„Seid Ihr mit Legitimationen versehen, Baron?“

„Hier sind sie!“

Der alte Herr zog seine Briefftasche hervor und entnahm ihr zwei Papiere, die er dem Obersten

überreichte. Dieser warf einen Blick auf sie und meinte dann sehr gleichmütig:

„Ah, hier steht, daß Ihr in kaiserlichen Diensten gestanden habt. Ist das wahr?“

Die Stirn des Barons legte sich in Falten, und er trat schnell einen Schritt vor, indem er antwortete:

„Herr von der Trenck, halten Sie diese Papiere für unecht und mich für einen Schwindler? Ich bin als Oberst verabschiedet, also sind sich unsere Degen wohl ebenbürtig!“

„Pah! Ich frage, weil ich Veranlassung dazu habe. Es wird mir schwer, zu denken, daß ein ehrenvoll verabschiedeter kaiserlicher Oberst mit einem preußischen General zu konspirieren vermag!“

„Zu konspirieren? Welcher General ist gemeint?“

„Der Fürst von Dessau.“

„Ich glaube nicht, daß der Oberst von der Trenck das Recht besitzt, mein Verhältnis zu einem alten Waffengefährten zu kritisieren. Ich habe mit dem Fürsten unter Prinz Eugen gefochten; es gereicht **[51]** mir zur hohen Ehre, daß er dieses nicht vergißt, und wenn ich einem Waffenbruder meine Freundschaft und Hochachtung bewahre, so ist das wohl nicht ein Konspirieren zu nennen. Es ist bekannt, daß die Sympathie des Feldmarschalls Leopold von Dessau noch heute dem Kaiserstaate gehört, und daß er sich beinahe die Gunst des Königs verscherzte, als er gegen einen Krieg mit Österreich riet; ich ersuche also den Herrn Obersten von der Trenck, sich gütigst dem Umstande anzubequemen, daß ein Offizier und Edelmann vor ihm steht!“

„Pah!“ antwortete der Angeredete. „Diese Papiere können ja verloren gegangen und aufgefunden oder gar gestohlen worden sein!“

„Herr!“ donnerte Bodtmann, indem seine Hand unwillkürlich nach der Stelle fuhr, wo man den Griff des Degens zu finden pflegt. „Glaubt Ihr, mich ungestraft infamieren zu können, weil ich graues Haar besitze? Ich hoffe, daß man nicht so feig sein wird, mir die Genugtuung zu verweigern!“

„Von Genugtuung kann hier keine Rede sein“, meinte Trenck im kältesten Tone. „Man bringt mit einen Arrestanten, und ich habe für die Sicherheit meiner Truppe zu sorgen. Beantwortet mir ruhig meine Fragen, und dann wird es sich finden, was zu tun ist! Wo wollt Ihr hin?“

Der alte Edelmann wandte sich seitwärts; er schien entschlossen, nicht zu antworten. Seine Tochter tat es an seiner Stelle:

„Wir gehen nach Moldauthein, wo ein Oheim von mir sehr krank darniederliegt.“

„Wo kommt Ihr her?“

[52] „Von Liegnitz.“

„Wie lange habt Ihr Euch im Hauptquartiere des Königs von Preußen aufgehalten?“

„Kaum eine Stunde. Die Rücksicht auf unsern Verwandten treibt uns zur höchsten Eile.“

„Ich will es glauben. Mademoiselle, wenn Euer Vater mein letztes Verlangen erfüllt, so sollt Ihr in zwei Stunden mit einem sicheren Führer von hier abfahren dürfen!“

„Welcher Wunsch ist dies?“

„Ich begehre, seine Briefftasche und seinen Siegelring zu sehen.“

Er sprach in einem beinahe höflichen Tone; die Anwesenheit der Dame war also doch nicht ganz ohne alle Wirkung auf den sonst so rücksichtslosen Mann, und auch die beiden Offiziere suchten ihren gläsernen Augen und vertrunkenen Mienen einen gefälligeren Ausdruck zu geben. Die Tochter warf einen bittenden Blick auf den Vater. Dieser zog wortlos den Ring ab und gab ihn ihr samt seiner Briefftasche; sie reichte beides dem Obersten dar. Dieser öffnete die letztere, und als er bemerkte, daß sie einen Notizkalender mit der Handschrift des Barons enthielt, so lächelte er befriedigt und meinte:

„Ihr werdet diese Gegenstände bei Eurer Abreise unversehrt zurückerhalten; bis dahin wird man Euch ein Zimmer anweisen.“

Die beiden Fremden entfernten sich, und an ihrer Stelle trat der Jude ein. Er war ein kleiner, hagerer Mann mit scharfen Gesichtszügen und tief liegenden, lauern Augen, er verneigte sich fast bis zur Erde herab vor Trenck.

[53] „Wie heißest du?“ fragte ihn der Oberst.

„Ich heiße Lesser Wolf, mein Herr großmächtiger Panduren-General.“

„Du willst in meine Dienste treten?“

„Mit großer Freude; denn ich habe vernommen, daß der Herr General von der Trenck nicht gehört zu den geizigen Leuten, denen man muß arbeiten um die Hälfte umsonst und die andere Hälfte schlecht bezahlt.“

„Du wirst bei mir bekommen, was du verdienst. Du warst in Chrudim?“

„Ja. Ich habe daselbst gesehen große Generale und Marschälle und habe auch gesprochen mit dem Könige, welcher ist der Friedrich von Preußen.“

„Hast du auch den Dessauer gesehen?“

„Werde ich ihn doch haben gesehen, da ich habe sogar mit ihm geredet.“

„Wie lange Zeit warst du in Chrudim, und woher stammst du?“

„Ich habe gewohnt in Reichenstein, welches liegt nicht weit von Glatz, und haben mich gezwungen die Preußen, zu gehen mit ihnen, um zu machen den Kundschafter für einen Bettlerlohn.“

„Wie lange hast du ihnen bereits gedient?“

„Noch gar nicht. Ich habe sollen begleiten den Baron von Bodtmann bis Moldauthein und mich dabei umsehen, um zu erforschen den Feind. Wenn ich zurückkomme, soll ich sagen, was ich habe erfahren, und dafür erhalten drei Gulden für den Tag.“

„Das ist ganz preußisch!“ lachte Trenck. „Drei Gulden für den Tag, um sich doch früher oder später hängen zu lassen! Kerl, ich gebe dir zehn Gulden [54] für den Tag und noch obendrein hundert Gulden, wenn du das ausführst, was ich von dir verlange.“

„Herr meiner Väter, ist das ein vieles Geld! Da werde ich gehen für den Herrn Panduren-General in das Feuer und werde alles tun, was nicht ist zu schwer für einen armen Juden, der sich muß nehmen sehr in Acht vor den Preußen.“

„Du hast dich gar nicht zu fürchten, weder vor uns, noch vor den Preußen. Sie werden dir nichts tun, denn sie halten dich für den Ihrigen, und von uns hast du auch nichts Schlimmes zu erwarten, so lange du uns treu dienst. Ist dies aber nicht der Fall, so möchte ich allerdings nicht in deiner Haut stecken; ich bezahle gut, aber ich bestrafe auch darnach. Ich werde dich einmal prüfen. Du kehrst jetzt zurück und gehst zum Dessauer. Ihm kannst du erzählen, daß du mich hier gefunden hast. Dabei aber sagst du ihm, daß du erfahren hast, ich werde übermorgen ganz allein und inkognito den Jahrmarkt von Chotebor besuchen und da im ‚goldnen Rade‘ einkehren. Du gibst dir Mühe, den Alten dahin zu bringen, daß er kommt, um mich zu fangen. Verstanden?“

Der Jude nickte unter einem listigen Lächeln mit dem Kopfe und sagte:

„Ich werde doch verstehen, daß der Herr Panduren-General will selber fangen den Dessauer, und werde mich freuen, wenn er bekommt den alten Filz, welcher mir bietet nur drei Gulden für den Tag.“

„Gut, wir wollen sehen! Ich werde dir für fünf Tage fünfzig Gulden vorher auszahlen. Du sollst bei mir viel Geld verdienen, aber wenn du mich betrügst, so lasse ich dich nicht etwa hängen, sondern [55] ich schinde dich bei lebendigem Leibe und lasse dir die Haut über den Kopf herunter ziehen. Jetzt gehe, und warte: du wirst noch weitere Anweisungen erhalten!“

Nach dem Juden wurde Tlasco vorgelassen. Es war derselbe Unteroffizier, der einen Tag später in Studenetz das Quartiermacher-Amt verwaltete. Als er die Handschrift des Barons geprüft hatte, erklärte er, in ganz denselben Zügen jeden ihm vom Obersten diktierten Brief schreiben zu können. Dies geschah sofort; das erste Mal gelang es nicht vollständig, aber mit dem zweiten Versuche erklärte sich Trenck zufrieden. Das Schreiben wurde zusammengefaltet, mit Bodtmanns Siegelring verschlossen und dann von dem Unteroffizier sorgfältig adressiert. Dann erhielt dieser die Weisung, am nächsten Morgen mit zwei Mann nach Studenetz zu gehen, um für den Obersten, zwei Leutnants und drei Mann Bedienung Quartier zu machen.

Nach seiner Entfernung gab Trenck seine weiteren Befehle. Der Major sollte übermorgen, am Montag, mit drei Kompagnien so heimlich wie möglich nach Steindorf bei Chotebor aufbrechen, in den ersten Nachmittagsstunden dort eintreffen und heimlich in dem Walde, der damals zwischen den beiden Orten lag, Stellung nehmen, um auf Trencks Boten zu warten und dann den Dessauer in Chotebor aufzuheben. Der Oberst selbst wollte bereits morgen nach Studenetz gehen, um beizeiten und inkognito auf dem Jahrmarkt sein zu können.

„So muß alles klappen“, meinte er, „und wenn wir den Alten bekommen, so sollen meine Kerls einen Feiertag haben, wie sie noch keinen erlebt haben!“

Durch die Straßen von Chrudim ritten im scharfen Trabe zwei Reiter. Sie trugen keine äußeren Abzeichen, an denen ihr Rang zu erkennen war, aber wenn sie an einer der vielen Soldatengruppen, welche die lebensvolle Staffage der Gassen bildeten, vorüberkamen, so wurden ihnen die Ehrenbezeugungen in einer Weise gemacht, die als Zeichen der tiefsten Ehrerbietung gelten mußte.

Der eine, der zur Rechten ritt und auf einem Schimmel saß, war von nicht hoher, schwächlicher Gestalt und trug anstatt der Reitpeitsche einen hölzernen Krückstock in der Rechten. Der andere ritt einen starkknochigen Rapphengst, dessen Feuer er kaum zu bändigen vermochte. Seine kraftvolle, sehnige Gestalt war sehr einfach bekleidet. Er trug graubraune Gamaschen, einen ebensolchen Überrock und einen Dreispitz ohne Zierrat. Zwei dunkle, scharfblickende Augen und ein mächtiger Zwickelbart gaben seinem gebräunten Angesicht ein höchst martialisches Aussehen. Er mochte das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten haben, während sein Begleiter in der Nähe des dreißigsten zu stehen schien.

Diese beiden Männer waren Friedrich II., König von Preußen, und dere berühmte Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, gewöhnlich nur der alte Dessauer genannt. Sie kehrten von einem Erkundungsritt zurück und trennten sich in der Nähe der Domkirche.

„Also was ratet Ihr, Durchlaucht,“ fragte der König, indem er seinen Schimmel zügelte, „soll ich [57] mir hinter der Elbe eine feste Stellung suchen oder dem Feinde entgegengehn?“

„Ihm entgegengehn, Majestät,“ antwortete der Gefragte. „Das ist nicht nur rühmlicher, sondern auch nützlicher, da der Friede auf diese Weise schneller herbeigeführt wird. Der gegenwärtige Stand der Unterhandlungen verlangt, daß von Seiten Ew. Majestät etwas Entscheidendes geschehe.“

„Werden sehen! Adieu!“

Er ritt mit einem kurzen, aber gnädigen Kopfnicken davon, während der Fürst an der Tür eines nahe liegenden Hauses, in dem er sein Quartier genommen hatte, halten blieb. Die hier aufgestellte Schildwache präsentierte, und ein herbei eilender Diener nahm ihm das Pferd ab. Er beachtete beide nicht, stieg ab und trat in den weiten Flur des Hauses.

Dort stand eine Frau mit einem weiß zugedeckten Korb auf dem Rücken. Sie kannte den Nahenden wohl nicht, machte aber dennoch einen tiefen Knix vor ihm. Er blieb vor ihr stehen und funkelte sie mit seinen dunkeln Augen zornig an.

„Was hat Sie denn hier zu suchen?“ fragte er mit einer Baßstimme, die so scharf und gebieterisch klang, daß die Frau vor Schreck zusammenzuckte.

„Ich bin die Butterfrau,“ antwortete sie demütig.

„Die Butterfrau? So, so, hm! Von wem denn, he?“

„Von der Hauswirtin.“

„Das ist etwas Anderes. Butterweiber werden auch im Hauptquartier gebraucht, aber nur von wegen der Butter, wenn sie gut ist; die Weiber selber, die taugen nichts. Verstanden?“

[58] Die Frau machte vor Angst einen noch tieferen Knix als vorher, und dieses unwillkürliche Zeichen der Zustimmung befriedigte den alten Knasterbart.

„Hat Sie auch Käse?“ erkundigte er sich.

„Ja.“

„Sind etwa Maden drin?“

„Keine einzige!“ beteuerte sie. „Es ist jetzt noch nicht Zeit für die Maden. Wo sollen denn jetzt im Mai und bei der naßkalten Witterung die Fliegen herkommen?“

„Na, auf den Kopf ist Sie nicht gefallen! Sie versteht es, Ihren Käse und Ihre Maden mit triftigen Gründen zu belegen. Komme Sie einmal mit. Ich will sehen, ob ich etwas von Ihr gebrauchen kann! Aber wie kommt es denn, daß Sie Ihren Butterhandel am lieben Sonntag treibt, he? Der Sonntag gehört dem Herrgott. Mag Sie etwa nichts von ihm wissen?“

Die Frau zuckte bei diesem in sehr strengem Ton gesprochenen Vorwurf abermals ängstlich zusammen und antwortete verlegen:

„Ich habe die Butter Montags zu bringen, aber weil die Einquartierung da ist, so schickte die Madame zu mir, daß ich heute schon kommen sollte, weil die Herren Offiziere so viel Butter gebraucht haben.“

„So, so, i der Tausend, also viel Butter haben wir gebraucht?“ lachte der Feldmarschall.

„Ja. Das Dienstmädchen sagte, erst hätten sie täglich nur ein Stückchen gebraucht, jetzt aber wollen drei fast nicht reichen.“

„Alle Wetter, das ist ja geradezu zum Fettwerden! Was kostet denn die Butter?“

„Fünfzehn Kreuzer das Stückchen.“

[59] „Und der Käse?“

„Einer vier Kreuzer; es ist guter Ziegenkäse, recht hübsch laufig und sehr gut gesalzen und gekümmelt.“

„Na, da komme Sie mit. Ich werde mir Ihre Ware einmal ansehen.“

Er stieg die Treppe empor und sie folgte ihm, mit dem Korb auf dem Rücken. Droben stand ein Posten und ein Diener. Jener präsentierte und dieser riß diensteifrig eine Tür auf. Sie traten in eine Art Vorzimmer, in dem sich mehrere Offiziere befanden, die sich in die strammste Haltung warfen, um zu grüßen. Der Frau wurde es jetzt angst und bange; sie begriff, daß sie es nicht mit einem gewöhnlichen Manne zu tun hatte.

Der Fürst winkte ihr, zu folgen. Er schritt durch den Raum, ohne die Offiziere zu beachten, die hinter ihm ein Lächeln über sein eigentümliches Gefolge nicht zu unterdrücken vermochten, und trat in ein größeres Zimmer, wo mehrere Tische standen, voller Karten, Pläne und allerlei Skripturen. Auch Waffen und Ausrüstungsstücke lagen auf den Stühlen herum.

„So!“ meinte der Alte. „Mache Sie die Türe zu und dreh Sie sich herum, ich will Ihr den Korb abhelfen!“

Er nahm ihr den schweren Korb vom Rücken, setzte ihn nieder und zog das Tuch hinweg.

„Der Käse ist hier in der Schachtel,“ meinte sie.

„Schön; zeige Sie einmal!“

Er nahm einen der großen, runden Käse heraus, besah ihn von allen Seiten, hielt ihn prüfend unter die Nase und meinte dann:

[60] „Ja, das ist grad meine Sorte. Weiß Sie, ich kaufe Ihr gleich den ganzen Kram hier ab.“

„Nein, nein, das geht nicht!“ rief sie. „Zwei Käse und ein Stückchen Butter könnt Ihr allenfalls kriegen, mehr aber nicht.“

„Nicht? Warum denn?“

„Die Madame unten hat das alles bestellt. Wo soll sie denn andere Ware hernehmen, jetzt, wo die Soldaten alles wegessen!“

„Na, mache Sie keine unnötigen Sperrenzien! Ich bezahle Sie gleich und Unsereiner ist nicht gewohnt, einem Paar Ziegenkäse wegen lang herumzutrödeln!“

Das gab der Frau ihr Selbstbewußtsein wieder.

„So!“ antwortete sie. „Einem Paar Ziegenkäse wegen macht man schon Trödel; ich lebe davon, und die da unten kaufte mir ganz sicher für keinen Kreuzer wieder ab, wenn ich die Ware einem anderen ließe. Wer seid Ihr denn, daß Ihr so kurzen Trödel machen wollt?“

„Ich? Hm, ich bin der alte Dessauer. Verstanden?“

Bei diesen mit der ernsthaftesten Miene gesprochenen Worten trat sie um einige Schritte zurück; sie schlug die Hände zusammen und rief:

„Der alte Dessauer? Der alte Itzeblitz? Ist's möglich? Jesus, Maria und Joseph, wenn das mein Alter wüßte!“

„Ihr Alter? Hat Sie denn auch einen Alten?“

„Na, und was für einen! Der kennt Euch so, wie ich meine Tasche kenne, und erzählt den ganzen Tag von dem Schwerenöter. Er hat unter Euch **[61]** bei Cassano und Turin gefochten, er und sein Bruder, beide neben einander.“

„So? Wie heißt er denn?“

„Engelmann.“

„Engelmann? Der Tausend, Korporal Franz Engelmann, der mich bei Cassano aus dem Kanal herausfischte?“

„Nein, das ist sein Bruder, der Schneider in Studenetz; wir aber wohnen in Rossitz, wo mein Mann Schulmeister ist, und ich habe einen Butter-, Käse-, Eier- und Seifenhandel.“

„Auch Seife?“ schmunzelte der Fürst vergnügt. „Da gibt es ja in Rossitz recht reinliche Leute.“

„Ja, meine fünf bis sechs Pfund verkaufe ich alle Wochen, die gute Sorte gar nicht mitgerechnet, die so nach Veilchen oder Knoblauch riecht.“

„Wieviel Gehalt bekommt denn Ihr Mann?“

„Einen und einen halben Gulden für jedes Mädchen und zwei Gulden für jeden Jungen jährlich, ein halbes Fuder Stöcke und alle zwei Jahre einen neuen Rock und einen Hut; die Würste beim Schweineschlachten sind extra.“

„Könnt Ihr denn davon leben?“

„I nun, wir haben unser leidliches Auskommen, denn ich verdiene mir an fünf Stückchen Butter auch zwei Kreuzer; das hilft mit wirtschaften.“

„Habt Ihr Kinder?“

„Drei.“

„Und der Franz, der in Studenetz wohnt, wie Sie sagte?“

„Eins, eine Tochter, die da draußen in Halberstadt gedient hat, jetzt aber wieder daheim ist. Das ist **[62]** ein Mädchen, über das er seine Freude haben kann, obgleich es ihm sonst nicht gar so gut geht.“

„Ich danke Ihr für die Auskunft; ich werde Sie einmal aufsuchen. Verstanden? Jetzt aber, wie steht es mit der Ware hier? Will Sie mir die ablassen?“

„Hm, gern nicht, denn ich verderbe mir die Kundschaft, aber weil es der Herr Dessauer ist, so will ich einmal ein Auge zudrücken.“

„Das ist sehr hübsch von Ihr. Wie viel ist es denn?“

„Zwanzig Stückchen Butter und zwölf Käse; das macht – – na, mit dem Rechnen, da habe ich allemal meine liebe Not. Seht Ihr doch lieber, wie viel es zusammen macht! Mein Alter hat es mir gesagt, aber ich habe es wieder vergessen.“

Der Fürst schmunzelte immer vergnügter; er hatte sich seit langer Zeit nicht so amüsiert, wie jetzt, darum meinte er:

„Ich denke, wir werden uns darüber den Kopf nicht zerbrechen. Hier nehme Sie!“

Er zog einen Tischkasten heraus, langte hinein und gab ihr ein Papier.

„Das sind ja fünfzig Gulden!“ meinte sie bestürzt. „Da kann ich gar nicht herausgeben. Ich habe nur acht Kreuzer einstecken!“

„Ich will auch gar nichts heraus haben. Behalte Sie das Geld, weil Sie einen Alten hat, der mit mir bei Cassano war. Grüße Sie ihn von mir, und jetzt nehme Sie die Butter und den Käse wieder auf den Rücken und schaffe ihn herunter zur Madame. Ich will ihr die ganze Ladung schenken, weil die **[63]** Offiziere zu viel Butter gegessen haben! Verstanden? Adieu! Lebe Sie wohl!“

Er ließ die Erstaunte gar nicht zu Worte kommen, sondern hob ihr den Korb wieder auf und schob sie zur Tür hinaus, wo ihr perplexes Gesicht den Anwesenden, die des Fürsten Art kannten, Veranlassung zu einem weiteren vergnügten Lächeln gab. Sie durchschritt die Reihe unter tiefen Knixen und hatte das Vorzimmer kaum verlassen, als der Fürst das Zeichen gab, daß er nun auch für die anderen zu sprechen sei.

Der Diensthabende eilte zu ihm hinein.

„Was Besonderes?“ fragte der Marschall, dessen Haltung und Miene jetzt allerdings eine ganz andere war.

„Leutnant von Kremer und von Pollau warten am längsten. Dann kam Rittmeister von Lassow, Wachtmeister Baldauf und der Fähndrich von Siegfelfeld. Zuletzt ein fremder Mann, der einen Brief bringt.“

„Von wem?“

„Vom Herrn von Bodtmann. Er sagt, er komme aus Humpoletz.“

„Von Bodtmann? Das muß etwas sehr Eiliges sein. Der Mann mag zuerst eintreten!“

Der Diensthabende trat hinaus und schob den Boten herein. Es war kein anderer als Slugaksch, der Pandur, jetzt aber in der Kleidung eines Knechtes.

„Was will er?“ fragte der Fürst.

Der Bote verbeugte sich auf eine absichtlich sehr linkische Weise und antwortete:

[64] „Ich habe dem Herrn Feldmarschall diesen Brief zu überbringen.“

„Von wem?“

„Von einem vornehmen Herrn, den ich nicht kenne; er hatte eine Dame bei sich und kehrte in dem Gasthaus ein, wo ich diene.“

„Zeige Er her!“

Der Fürst öffnete das Schreiben, ohne das Siegel zu verletzen und las den Inhalt. Während des Lesens schweifte sein Auge ganz zufällig einmal vom Papiere hinweg auf den Boten hinüber und begegnete dabei einem Blick von so eigentümlicher, forschender Schärfe, daß sofort ein Argwohn in ihm erwachte. Darum

gab er sich Mühe, von dem Eindurck, den der Brief auf ihn hervorbrachte, durch keine Miene etwas zu verraten und erkundigte sich dann:

„Er ist also Hausknecht?“

„Ja.“

„Wie viele Mannschaften hat der Trenck in Humpoletz bei sich?“

„Vierhundert, habe ich gehört.“

Das war eine offenbare Lüge, doch hütete sich Leopold, seinen Argwohn zu verraten.

„Erzähle Er mir kurz und bündig, wie Er mit dem Herrn, von dem er diesen Brief empfangen hat, zusammengetroffen ist!“

„Er kam mit einer Dame, einem Kutscher und einem Juden. Sie spannten bei uns aus, und dann wurde er zu dem Trenck geholt, der seinen Paß sehen wollte. Dann hat er den ganzen gestrigen Abend bei den Offizieren gesessen und mir heute sehr früh, [65] ehe er abfuhr, diesen Brief gegeben. Ich mußte gleich fort und habe den Weg gut bezahlt erhalten.“

Er hatte dies im gleichgültigsten Tone und mit einer unbeweglichen Miene gesprochen, die mit dem beobachtenden Blick nicht im Einklang stand.

„Ist auch alles wahr, was Er mir da vormacht?“ fragte der Fürst.

„Wie soll es denn anders sein!“ entgegnete dumm der Fremde.

„Das wäre sein Glück! Aber Er sieht mir mehr nach dem Kalbfell als nach dem Heckerling aus, und so wollen wir die Sache denn einmal untersuchen, bevor wir auf den Leim gehen!“

Er klingelte, und als der Diensthabende eintrat, befahl er ihm:

„Dieser Mann ist in festen Arrest zu legen. Er gibt sich für einen Stallknecht aus, ich aber halte ihn für einen Panduren. Wer ihn entkommen läßt, muß Spießruten laufen. Schicke Er mir den Leutnant Pollau herein!“

Der Wachthabende faßte den Boten beim Kragen und schob ihn hinaus, worauf der genannte Offizier Zutritt nahm.

„Was will Er bei mir? Ist es notwendig, sehr notwendig?“ wurde er gefragt.

„Wenn Ew. Exzellenz dringend beschäftigt sind, so kann ich warten,“ antwortete er.

„Gut. Er ist ein ganz leidlicher Reiter. Reite Er sofort hinüber nach Hermanmestetz, wo der Hauptmann von Werden steht und bringe Er diesem die Zeilen, die ich ihm jetzt schreiben werde.“

„Zu Befehl, Durchlaucht!“

[66] Der Feldmarschall setzte sich an einen der Tische und führte den Gänsekiel unter lauten Knirschen und Kratzen über das Papier, das er dann zusammenfaltete und [und] versiegelte, ehe es trocken geworden war. Der Offizier entfernte sich damit, und Leopold ließ nun die übrigen Wartenden einen nach dem andern zur Audienz. Darüber verging mehr als eine Stunde, und als endlich der Fürst dachte, fertig zu sein, wurde ihm noch der Jude Lesser Wolf gemeldet.

„Herein, sofort herein!“ gebot der Fürst, denn der Name dieses Mannes ließ Aufklärung über den Brief erwarten. „Schon wieder da?“ rief er dem Eintretenden entgegen, „und zwar mit heiler Haut! Wie weit konntest du dich dem Baron anschließen?“

„Bis Humpoletz, Herr Feldmarschall, Exzellenz!“ antwortete der Jude, indem sich sein Mund zu einem breiten, vergnügten Lachen verzog.

„Nun, ist's wahr, daß der Trenck dort liegt?“

„Es ist so wahr, wie ich hier in diesem Zimmer stehe!“

„Wie stark ist er?“

„Weit über tausend Mann.“

„Ah, so bin ich also doch belogen worden!“

„Von wem, Durchlaucht? War ein Mann mit einem Briefe hier?“

„Ja.“

„In diesem Briefe steht, daß der Trenck verkleidet auf den Jahrmart gehen wolle?“

„Ja.“

„Das ist eine Falle, eine großmächtige Falle, in welcher soll werden gefangen unser guter Herr Feldmarschall. Werde ich gleich erzählen, wie mich hat [67] wollen verführen der Trenck, und wie ich habe betrogen den Panduren, daß er auch noch hat bezahlt fünfzig Gulden im Voraus.“

Lesser Wolf stammte nicht aus der Gegend von Glatz, wie er Trenck erzählt hatte, sondern er war einer jener Juden, die, aus anderen Ländern vertrieben, von Leopold die Erlaubnis erhalten hatten, sich innerhalb seiner Landesgrenzen niederzulassen. Er hing daher mit großer Dankbarkeit an seinem Fürsten und hätte diesen um keinen Preis an Trenck verraten.

Leopold ging während des Berichts, den Lesser Wolf lieferte, in höchster Erregung im Zimmer auf und ab.

„Also fangen will er mich!“ rief er endlich. „Mich fangen, mich, den Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, er, der Kroat, der Nichtsnutz? Lächerlich! Aber ich, ich werde ihn fangen! Wart, Bursche! Ich werde deine 3. Kompagnie Panduren so zwischen die Presse nehmen, daß sie an den Choteborer Jahrmarkt denken sollen in alle Ewigkeit!“

Er hätte seinem Grimme noch weiter Luft gemacht, aber der Wachthabende meldete, daß soeben Leutnant von Pollau aus Hermanmestetz zurückgekehrt sei und seine Meldung machen wolle.

„Mag eintreten!“ entschied der Fürst. „Du aber, Wolf, kannst einstweilen gehen. Ich werde nach dir schicken, so bald ich dich brauche!“

Der Jude trat ab, und der Leutnant trat ein. Er bemerkte die zusammengezogenen Brauen und [68] die blitzenden Augen des Fürsten und entfärbte sich. Wenn der Dessauer schlechte Laune hatte, so war es stets gefährlich, in einer nicht ganz und gar ordnungsmäßigen Angelegenheit zu ihm zu kommen.

„Nun?“ fragte der Fürst. „Er hat den Hauptmann von Werden doch getroffen, he!“

„Zu Befehl, Exzellenz.“

„Welche Antwort gibt er? Wo ist der Feldwebel Steinbach?“

„Der Feldwebel Steinbach, Exzellenz? Ich – ich – – ich bedaure, daß – – –“

Der Fürst blieb vor ihm halten und blickte ihn mit großen Augen an.

„Was bedauert Er? Etwa mich, he?“

„Ew. Durchlaucht halten zu Gnaden, der Herr Hauptmann hat den Brief geöffnet – – –“

„Geöffnet? So, also geöffnet hat er ihn? Das ist ja recht freundlich und herablassend von diesem Herrn Hauptmann! Was weiter?“

„Er hat ihn auch lesen wollen und – – – –“

„Lesen wollen? Ah, also auch lesen wollen hat er ihn? Sehr viel Ehre für mich!“ polterte der Fürst, der ahnte, daß er etwas Unerwünschtes zu hören bekommen werde, und dessen Zorn daher von Wort zu Wort immer größer wurde.

„Nun, was hat er denn gelesen, he?“

„Er hat –“ antwortete der Leutnant in höchster Verlegenheit, „er hat – – er – – – –“

„Hat Er etwa das Reden verlernt, Er Schwerenöter? Steht Er da und macht ein Gesicht wie ein Nußknacker, bringt aber keine Silbe fertig! Ich habe [69] keine Zeit, seine rhetorischen Wasserkünste anzustauen. Hat Ihm der Hauptmann eine Antwort mitgegeben?“

„Ja,“ klang es in entschlossenem Tone.

„Wo ist sie? Her damit!“

Der Leutnant griff hinter die Rabatten seiner Uniform und zog einen Brief hervor, den er dem Fürsten überreichte. Dieser betrachtete das Papier unter immer finsterem Stirnrunzeln und rief:

„Nicht zugesiegelt! Ein dienstliches Schreiben! Ist der Hauptmann um den Verstand gekommen? Warte, ich werde ihm eine Lektion geben, wie eine Zuschrift an den Vorgesetzten zu behandeln ist!“

Der Leutnant sagte kein Wort, aber der Schweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirn. Der Fürst faltete den Bogen auseinander, um seinen Inhalt zu lesen.

„Was ist denn das?“ fragte er in jenem hohen, verwunderten Tone, dem gewöhnlich ein lauter Donner zu folgen pflegte. „Wie sieht denn das aus? Sind das Buchstaben? Ist das eine Schrift? Wer soll denn das lesen können? Kein Mensch, kein einziger! Das sieht ja aus, als seien Enten in das Tintenfaß gestiegen und dann auf dem Papiere herumgewackelt! Und so ein Kunstwerk schickt man mir, mir, mir!!!“

Er rannte in langen Schritten auf und ab, während dem Leutnant der Angstschweiß von der Stirn tropfte. Dann trat er hart an diesen heran und gebot ihm mit donnernder Stimme:

„Will Er mir wohl jetzt auf der Stelle sagen, welcher Esel dieses Zeug geschrieben hat? Auf der Stelle; sage ich!“

[70] Die Gestalt des Offiziers zog sich soviel wie möglich zusammen und dann erklang es in furchtsamen Tone:

„Diesen Brief haben Ew. Exzellenz selbst geschrieben.“

Die Wirkung dieser Worte war eine eigentümliche. Leopold fuhr um mehrere Schritte zurück, wie einer, der eine giftige Schlange erblickt; dann blieb er halten und blickte den Leutnant mit forschenden Augen an, wie um zu erkennen, ob auch wirklich eine menschliche Gestalt, ein redendes Wesen vor ihm stehe; dann aber trat er mit geballten und hocherhobenen Händen auf ihn zu und wettete mit dröhnender Stimme:

„Mensch, Kerl, ich massakriere Ihn! Ich zermalme Ihn! Ich zerbreche Ihn wie einen Peitschenstiel! Wie kann Er sich unterstehen, mich einen Esel zu nennen! Wie kann Er es behaupten, daß ich selbst dieser Scribifex gewesen bin! Stehe Er Rede und Antwort, sonst lasse ich Ihn fünf Jahre lang Tag und Nacht Spießruten laufen!“

„Exzellenz, das ist ja ganz derselbe Brief, den mir Ew. Durchlaucht an den Hauptmann mitgegeben haben!“

„Wo – wie – waaas! Derselbe Brief? Oh! Ah! Derselbe Brief! Ist's die Möglichkeit!“ Er betrachtete das Papier auf allen Seiten und fuhr dann fort: „Es ist wahrhaftig möglich, daß er es ist! Und den bringt man mir zurück! Das wagt man; das untersteht man sich! In diesem Zustande! Sollte man das für möglich halten! Leutnant, jetzt sage Er mir sogleich, was Er mit meinem Briefe angefangen hat, [71] daß er aussieht, als habe er ein halbes Jahr lang in einem Färbertroge gelegen!“

„Ew. Exzellenz haben so dicke Tinte – – – –“

„Dicke Tinte – – weiter!“

„Und schreiben mit so breiter Feder – – –“

„Breiter Feder – – weiter!“

„Sodann haben Ew. Durchlaucht das Schreiben geschlossen, ehe die Tinte trocken war, und da die Tinte sehr viel Gummi enthält, so ist das Schriftstück inwendig zusammengeklebt. Der Hauptmann konnte es kaum auseinanderbringen, und als es ihm endlich gelungen war, da konnte er es nicht lesen.“

„Nicht lesen – – weiter!“

„Er sandte mich schleunigst zurück, um Ew. Durchlaucht zu fragen, was die Zeilen denn eigentlich enthalten.“

Das Gesicht, das der Fürst jetzt machte, war gar nicht zu beschreiben. Wut, Schadenfreude, Verlegenheit stritten sich um die Herrschaft über seine Züge, doch behielt der Zorn die Oberhand.

„Leutnant von Pollau,“ sagte er. „Ich soll Ihm also diesen Brief vorlesen?“

„Wenn Ew. Exzellenz die Gnade haben wollen!“

„So sage Er mir zunächst einmal, wer einen Brief zu lesen hat, der Absender oder der Empfänger?“

„Der Empfänger, unter gewöhnlichen Verhältnissen.“

„Wer nun hat diesen Brief abgesandt?“

„Ew. Exzellenz.“

„Und an wen war er gerichtet?“

„An den Herrn Hauptmann von Werden.“

„Wer also hat ihn zu lesen?“

[72] „Der Hauptmann.“

„Wer aber nicht?“

„Ew. Exzellenz.“

„Gut, schön, ausgezeichnet! Sieht Er, daß Er gar nicht so dumm ist, wie Er sich stellt! Ich habe ihn für den Hauptmann geschrieben, und dieser wird ihn auch lesen. Verstanden? Er nimmt also den Brief und reitet damit wieder nach Hermanmestetz, um – – –“

Er wurde unterbrochen. Der Wachthabende trat ein und meldete:

„Feldwebel Steinbach in einer höchst dringenden Angelegenheit!“

Bei diesen Worten ging es wie Sonnenschein über das Gesicht des Fürsten. Er drückte das unglückselige Schreiben in der Hand zusammen und warf es zu Boden, indem er zu dem Leutnant sagte:

„Das ist Sein Glück! Dieser Brief enthielt den Befehl, mir augenblicklich den Feldwebel Steinbach zu schicken. Nun hat es sich erledigt, und Er kann abtreten; wenn Er aber den Hauptmann von Werden trifft, so erkläre Er diesem, daß der Feldmarschall Fürst Leopold von Anhalt-Dessau nicht sein Privatschreiber sei, der die Pflicht hat, ihm die Briefe zu erklären, die der Hauptmann nicht lesen kann!“

Der Leutnant ging mit sehr erleichtertem Herzen, und der Angemeldete trat ein.

„Was, in Zivil!“ rief ihm der Fürst entgegen. „Woher kommt Er denn?“

„Entschuldigung, wenn ich eilig bin und ohne weitere Erklärung vor allen Dingen frage: Wollen Ew. Exzellenz den Trenck fangen?“

[73] „Den Trenck? Versteht sich! Hat Er denn auch bereits davon gehört?“

„So wissen Exzellenz bereits – – –“

„Daß er nach Chotebor zum Jahrmarkt kommen will.“

„Ach, nach Chotebor! Ist das so gemeint! Nein, Exzellenz, wir können ihn bereits heute abend haben.“

„Heute abend? Steinbach, wie denn?“

„Darf ich erzählen, Durchlaucht?“

„Heraus damit, aber schnell!“

„Ich habe eine Liebste, und da wollte – – –“

„Eine Liebste?“ unterbrach ihn Leopold. „Steinbach, mache Er keinen dummen Spaß!“

„Es ist wirklich so, Durchlaucht!“

„Was! Er, der beste, der verlässlichste Feldwebel der ganzen Armee hat sich in ein Mädchen verguckt? Dummheit! Damit komme Er mir ja nicht! Da bin ich Sein Freund gewesen!“

Er stand im Begriff, schon wieder in Zorn zu geraten, aber Feldwebel Steinbach war ein Dessauer Kind und derzeit der Lieblingsunteroffizier des Fürsten; er verstand ihn zu behandeln.

„Durchlaucht,“ meinte er lächelnd, „es haben sich noch ganz andere Kerle verguckt, als ich bin, und es ist zu ihrem Glück gewesen. Meine Agnes ist zwar keine Anna Luise, aber gut und wacker ist sie doch. Wenn Durchlaucht sie einmal sehen werden, na, dann ist es mir um das Jawort gar nicht bange!“

„So! Weiß Er das so gewiß? Es ist sein Glück, daß er mich da an meine Annaliese erinnert hat! Wer ist denn Sein Mädchel, he?“

[74] „Sie ist eine Böhmin und war in Halberstadt Köchin beim Major von Walikoff, wo ich sie kennen lernte. Jetzt ist sie wieder bei ihren Eltern in Studenetz. Sie heißt Agnes Engelmänn.“

„Engelmänn? Hm! War ihr Vater Soldat?“

„Versteht sich! Er hat bei Cassano und so weiter gefochten und – – –“

„Halt!“ unterbrach ihn der Fürst. „Ich mag nichts weiter wissen. Seine liebste Majorsköchin ist die Nichte von meiner Butterfrau, und wenn sie mir gefällt, so darf Er sie heiraten!“

„Butterfrau?“ fragte der Feldwebel ganz verwundert.

„Jawohl, aber das geht Ihn nichts an! Erzähle Er weiter! Ich denke, daß Er des Trencks wegen zu mir kommt?“

„Allerdings! Also, da wir so tatenlos hier liegen, so kam mir der Gedanke, die Agnes einmal zu besuchen. Ich nahm mir Urlaub, zog Zivilsachen an und wanderte nach Studenetz.“

„Wann?“

„Heute früh. Ich dachte, zwei Fliegen mit einem Schlag zu fangen. Erstens sah ich die Agnes, und zweitens konnte ich ein bißchen nach dem Feinde aushorchen. Als ich nach Studenetz komme, erwische ich die Agnes auch sofort auf der Straße – – –“

„Er hat ein ungeheures Glück,“ bemerkte Leopold. „Weiter!“

Der Feldwebel berichtete nun sehr ausführlich über sein Erlebnis und schloß mit der Bemerkung, daß er das Pferd des Müllers fast tot geritten habe, um so bald als möglich in Chrudim einzutreffen. **[75]** Der Fürst war in einer Aufregung, die gar nicht freudiger sein konnte. Während Steinbach erzählte, lief Leopold unter allerlei Armbewegungen im Zimmer auf und ab; er rieb sich die Hände; er drehte die Spitzen des gewaltigen Zwickelbartes; er fuchtelte mit den Armen in der Luft, und endlich, als Steinbach geendet hatte, rief er:

„Feldwebel, Herzenskerl, der Trenck wird unser. Macht Er wieder mit nach Studenetz?“

„Versteht sich, Durchlaucht!“

„Schön! Aber der König darf vorher nichts erfahren. Wir werden Müller; wir ziehen graue Röcke an, wir platzen diesem Erlenmüller in die Bude wie zwei Bomben. Wir gehen auf den Tanzboden; wir sehen uns Seine Agnes an, oder wie das Mädchel heißt; wir tanzen mit ihr; wir machen allerhand Streiche und treiben allerhand Allotria, und zuletzt nehmen wir den Trenck bei der Parabel und befreien das gute Österreich von einem Menschen, der dem Kaiserstaat nur Schaden bringt. Ich sehe auch meinen alten Korporal Engelmänn wieder, den – – –“

„Was, Ew. Durchlaucht kennen den Vater meiner Agnes?“

„Versteht sich! Er hat mich bei Cassano aus den Nudeln gezogen. Weiß er, daß du seine Tochter magst, Junge?“

„Nein.“

„Schön, so werde ich deinen Freiwerber machen. Auf so ein Amt verstehe ich mich. Und in den Wald von Steindorf werde ich ein Bataillon Grenadiere legen, welche die Panduren empfangen sollen, wenn sie kommen. So einen Jahrmarkt soll Chotebor noch [76] nicht erlebt haben! Wir reiten sogleich ab, bis Labitz oder Stipanow; zwei Schwadronen Husaren mögen uns folgen, und wir nehmen den Korporal Tannert mit, der uns die Husaren herbeiholt, sobald wir sie brauchen. Lauf, Junge, und besorge die Kleider und Wanderbündel, damit der Spaß bald anfangen kann!“ –

4. Im Mehlkasten.

Die Dämmerung hatte bereits begonnen, als sechs Panduren zu Pferde in Studenetz einrückten, voran drei Offiziere und hinter ihnen drei Diener. Zwei der ersteren waren Leutnants; der dritte, der in ihrer Mitte ritt, war Trenck selbst. Seine Gestalt zog die Aufmerksamkeit aller hinter den Türen, Mauern und Hecken versteckten Dorfbewohner auf sich. Die Reiter wurden von den drei Quartiermachern erwartet, von denen je einer sich einem der Offiziere beigesellte, um ihm seine Wohnung zu zeigen.

Als der Oberst mit seinem Diener und Tlasco, dem Unteroffizier, in den Hof der Mühle einritt, waren die Knechte und die zwei Mühlknappen dort aufgestellt, um den unwillkommenen Gästen zu Diensten zu sein. Trenck sprang vom Pferde und trat sogleich in den Stall, um zu sehen, wie man für seine Pferde vorgesorgt habe. Im Stalle standen vier Pferde; neben ihnen war aber noch Platz für drei.

„Wem gehören diese Ziegenböcke?“ fragte er die Burschen.

„Diese Pferde? Uns.“

[77] „Und da sollen auch die meinigen stehen? Hinaus damit!“

„Wir haben nur diesen einen Pferdestall,“ klang die demütige Entgegnung.

Trenck erhob die Hand und gab dem Sprecher eine schallende Ohrfeige.

„Wenn ich befehle, so hat man ohne Widerrede zu gehorchen! Heraus mit euren Tieren!“

Die Knechte schickten sich an, diesem Befehl Folge zu leisten, doch geschah dies dem Obersten nicht schnell genug; er zog daher den Säbel und versetzte dem einen Mühlknappen mit der flachen Klinge einen Schlag über den Rücken.

„Könnt ihr nicht auch mit zugreifen!“ gebot er. „Ich werde euch dienstwillig machen! Tlasco, wo ist der Müller?“

Der Unteroffizier führte ihn nach der Stube; dort saß der Richter ganz allein, die Peitsche in der Hand.

„Er ist der Müller?“ fragte ihn Trenck.

„Ja, der Müller und Richter von Studenetz.“

„Wozu hat er die Peitsche da?“

„Zum Kommandieren. Ohne sie folgt mir keiner.“

„So! Warum steht er nicht auf, he?“

„Ich habe das Kalte in den Beinen; ich kann nicht stehen.“

„So will ich Ihm gleich einmal zeigen, wie gut seine Peitsche zum Kommandieren ist. Passe Er einmal auf!“

Er nahm ihm die Peitsche aus der Hand, trat einige Schritte zurück, um Raum zum Hiebe zu erhalten, und fuhr dann fort:

[78] „Stehe Er auf! Eins – zwei – drei!“

Er versetzte dem Müller drei so kräftige Hiebe, daß dieser laut schreiend emporfuhr und die Hände vorstreckte, um die Peitsche zu ergreifen.

„Sieht Er, wie das hilft! Jetzt marschiere Er einmal durch die Stube, ich werde den Takt dazu schlagen!“

Was man nicht für möglich gehalten hätte, das geschah: der Richter hinkte durch das Zimmer, bei jedem Schritt einen Hieb in die Beine erhaltend. Er verbiß seine Schmerzen und auch seine Wut, der er einem so gewalttätigen Manne gegenüber keinen Ausdruck geben durfte.

„So, jetzt ist er kuriert. Wenn sich ein Rückfall einstellt, so lasse er mich rufen; ich kuriere ihn unentgeltlich, hoffe aber auch, daß ich keine Not bei ihm leide! Wo sind meine Zimmer?“

Der Unteroffizier führte ihn nach oben, wo sich bald ein vielseitiges Poltern erhob, zum Zeichen, daß der

Herr Oberst beginne, sich in seinem Quartier nach gewohnter Gemütlichkeit einzurichten. Als es still geworden war, erschien die Magd, die als Wirtschafterin angestellt war und jammerte, daß man ihr die Rauchkammer geplündert und auch die wenigen Flaschen Wein genommen habe, die allein für den Herrn Richter bestimmt seien. Der letztere, der jetzt wieder in seinem Rollstuhle saß, erklärte ihr sehr kleinlaut, daß sie sich schweigsam in alles fügen und ja nicht rasonnieren solle.

Während dieses kurzen Gesprächs trat ein Mann ein, dessen Äußeres einen jeden guten Menschen sympathisch berühren mußte. Er war ein Greis, [79] aber ein schöner, kraftvoller Greis, wie man sie im Arbeiterstande selten findet. Er trug ein Kleidungsstück unter dem Arme und begrüßte den Müller mit Höflichkeit, was dieser aber nicht erwiderte.

„Endlich bringst du die Jacke,“ meinte er. „Niemand ist so faul, wie die Schneider; sie haben niemals viel Arbeit und werden dennoch niemals fertig. Wird sie passen?“

„Sie paßt,“ erwiderte Engelman einfach.

„Willst du den Lohn gleich haben?“

„Es hat Zeit.“

„Ich denke, du brauchst ihn, um heute zum Tanz gehen zu können!“

„Was ich dazu brauche, das ist vorhanden.“

„So! Aber um mich zu bezahlen, ist nichts vorhanden!“

„Es sind hundertfünfzig Gulden vorhanden, die du aber nicht genommen hast. Das Fehlende werde ich auch noch ersparen.“

„Du wirst zum Sparen keine Zeit mehr haben, denn wenn du heute mit der Agnes zum Tanz gehst, so komme ich morgen mit dem Wechsel.“

„Diese Schlechtigkeit ist dir zuzutrauen; aber die Agnes erobert du dir nicht damit. Denn wenn es wirklich zum Schuldgefängnis kommen sollte, so wird sich wohl ein barmherziger Jemand finden, der mich von dir erlöst!“

„Bleib!“ rief der Müller und knallte mit der Peitsche hinter ihm her, jedoch vergeblich. Er war von Zorn und Eifersucht erfüllt; er wollte das Mädchen um jeden Preis gewinnen, und – jetzt kam ihm ein [80] Gedanke, dem auch sogleich die Ausführung folgte, denn der Panduren-Unteroffizier trat ein, um zu melden, daß er sich jetzt nach seinem Quartier begeben werde, da der Oberst gegenwärtig seiner nicht mehr bedürfe.

„Ihr quartiert also wirklich bei Engelman?“ fragte ihn der Müller.

„Jawohl.“

„Ich bin der Pate des Mädchens. Wenn Ihr Euch fern von ihr halten wolltet, so würde ich Euch unter vier Augen ein wertvolles Geheimnis anvertrauen.“

„So!“ lachte der Pandur. „Ihr alter Sünder habt wohl selbst ein Auge auf das Mädchen? Wie viel ist denn das Geheimnis wert?“

„Hundertfünfzig Gulden.“

„Ah! Ist das wahr?“

„Hundertfünfzig blanke Gulden! Laßt mir das Mädchen in Ruhe, so sollt Ihr sie haben.“

„Für eine solche Summe tut man schon etwas, gebt sie her!“

„Nein, ich zahle sie nicht, sondern das Geheimnis ist so viel wert. Habt Ihr bei Engelman das Tellerbrett hinter dem Ofen bemerkt?“

„Ja.“

„Es sind zwei kleine Zugkästen daran?“

„Ich weiß es.“

„In dem Kästchen liegen rechts blanke hundertfünfzig Gulden, Herr Unteroffizier. Jetzt kennt Ihr das Geheimnis. Werdet Ihr Wort halten?“

Der Pandur stieß ein zynisches Lachen aus.

[81] „Ich werde erst sehen, ob das Geld wirklich zu haben ist, gehabt Euch wohl, Richter, Ihr werdet morgen Bescheid hören!“

Er ging. An seiner Stelle kam der Wächter hereingehumpelt.

„Kommst du endlich einmal!“ schallte es ihm entgegen. „Da kann man sterben und verderben, wenn man sich auf dich verlassen soll!“

„Ich bin nicht bloß für den Richter, sondern für die ganze Gemeinde da,“ entschuldigte sich Matthias

Schulazek. „Der Bachbauer schickt mich zu Euch um Hilfe; der Offizier, den er erhalten hat, schlägt alles entzwei, weil ihm nichts gut genug ist, was er empfängt.“

„Sage ihm, er soll es sich grad so gefallen lassen, wie ich selber. Der Trenck hat mich gleich beim Willkommen mit meiner eigenen Peitsche traktiert.“

„Ist's die Möglichkeit!“

„Ja; er hat so lange zugeschlagen, bis ich in der Stube herumgesprungen bin.“

„So hat doch meine Emilka wieder recht. Sie sagt immer, daß ein jeder seinen Mann findet. Der Eurige, Erlenmüller, das ist der Trenck. Das muß ich gleich der Emilka wieder erzählen!“

„Bleib!“ gebot der Richter, indem er zum Schläge ausholte.

Der Büttel fing den Hieb sehr kunstgerecht mit seinem hölzernen Beine auf und stampfte hinaus. Für heute war es um das Ansehen des Richters geschehen. –

Droben in dem Zimmer, in dem sich der Oberst **[82]** befand, wurde jetzt wieder ein längeres Schelten und Tumultieren laut, und kurze Zeit später traten die beiden Mülhknappen herein.

„Was wollt Ihr?“ fuhr ihr Meister sie an.

„Herr,“ meinte der eine, „wir haben bisher geglaubt, daß wir nur für die Mühle zu arbeiten haben, für das Haus und die Wirtschaft sind doch wohl die Knechte da!“

„Es wird kein Unterschied gemacht. Ihr arbeitet, wo Ihr gebraucht werdet,“ lautete der Bescheid.

„Aber den Trenck haben wir nicht zu bedienen!“

„Und doch, ich habe es Euch befohlen, und damit ist's genug!“

Um seinen Worten den gewohnten Nachdruck zu geben, knallte er ihnen die Peitsche um die Beine.

„So wissen wir, woran wir sind,“ sagte der Sprecher wieder. „Wir gehören zu Euch und wollen Euch dienen, aber mit dem Trenck mögen wir nichts zu tun haben. Mir hat er vorhin den Säbel über den Rücken gezogen, daß die Haut aufgesprungen ist, und der Kamerad hier hat eben jetzt da oben eine ganze Schüssel mit Eiern an den Kopf bekommen; ein Glück noch, daß sie gesotten waren, sonst würde er ein schönes Aussehen haben. Wir gehen fort und kommen erst wieder, wenn der Pandur nicht mehr zu sehen ist!“

„Halt! Bleibt!“ gebot der Müller mit einem kräftigen Peitschenknall; aber wie waren beide bereits zur Tür hinaus.

Er fühlte große Lust, seinen Gefühlen durch einige Kernworte Luft zu machen, als er draußen im Flur fragen hörte, ob hier die Erlenmühle sei; und auf die bejahende Antwort der entweichenden Mülhknappen **[83]** wurde sehr bescheiden an die Thür geklopft, und es traten zwei Menschen herein, denen man das staubige Mülherhandwerk auf den ersten Blick ansehen konnte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der ältere von ihnen.

„In Ewigkeit, Amen!“ antwortete der Müller. „Wer seid ihr?“

„Gott zum Gruße, und dem Herrn Meister zu Ehren,“ lautete der Handwerksspruch. „Wir sind zwei wandernde Gesellen des ehrsamten Mülherhandwerks und der löblichen Zeugarbeiterkunst und kommen, den Meister zu fragen, ob er nicht ein Nachtlager oder gar eine gute Arbeit für uns hat.“

„Habt Ihr eure Bücher bei euch?“

„Jawohl!“ ertönte die Antwort in tiefstem Baß, wobei sich der Sprecher seinen martialischen Zwickelbart strich. Es war der Dessauer.

„Zeigt sie her!“

Sie legten beide ihre wohlgefüllten Ranzen ab, öffneten und nahmen die Bücher heraus. Es waren zwei französische Arbeitsbücher, welche der Feldwebel Steinbach in der Eile bei zwei Soldaten aufgetrieben hatte, die geborene Franzosen waren, vom Dessauer aber sich hatten anwerben lassen. Die Bücher hatten sie sich als Andenken aufgehoben gehabt. Der Müller öffnete sie und warf einen Blick hinein.

„Was ist das für eine Sprache?“ fragte er. „Die kenne ich nicht.“

„Es ist französische Schrift,“ antwortete Steinbach. „Ich stamme aus Linz und mein Kamerad aus dem Preßburgischen. Aber wir haben jahrelang in Frankreich **[84]** gearbeitet, wo man als Müller etwas lernen kann, und da mußten wir uns auch französische Bücher anschaffen.“

Das leuchtete dem Richter ein. Sie waren zwei ungewöhnlich kraftvolle Gestalten, hatten gute Sachen, gefüllte Felleisen und waren gar in Frankreich gewesen; das wären gewiß zwei tätige, solide Arbeiter, mit denen er Ehre einlegen konnte; dazu kam, daß seine beiden Knappen ihn verlassen hatten, und so

antwortete er:

„Ihr könnt hier gute Arbeit haben. Ruht euch heute aus; die Mühle steht; und morgen könnt ihr euch die Gelegenheit ansehen. Drüben in der Mühle stehen zwei Betten, und in der Küche gibt es Essen genug. Wie heißt ihr?“

„Ich heiße Naumann,“ antwortete der Fürst.

„Und ich Baumann,“ erklärte der Feldwebel, „das merkt sich gut.“

„Schön! Ich hoffe, daß ich mit Euch zufrieden sein kann. Jetzt geht!“ –

Unterdessen war der Unteroffizier Tlasco das Dorf hinabgeschritten, an der Schänke vorüber, wo soeben die Tanzmusik begann, bis zu seinem Quartier am Ende des Ortes. Er fand die drei Leute, Vater, Tochter und die kränkliche Mutter, wegen des Abendbrotes seiner wartend und setzte sich an den Tisch. Als er seinen Blick auf das kärgliche Essen warf, fragte er drohend:

„Soll das für mich sein?“

„Ja,“ antwortete Engelmänn sehr gleichmütig.

„Wo denkt ihr hin! Das ist nichts für Unsereinen!“

[85] „So geht dahin, wo Ihr etwas Besseres findet. Ihr seid aus eigenem Antrieb zu uns gekommen, und wir sind arme Leute.“

Er erhob sich mit den Seinen, um das Tischgebet zu sprechen. Der Pandur lachte roh und verließ die Stube. Er trat erst wieder herein als sie satt waren und setzte sich nieder, um das Übrige zu verzehren, erklärte aber, daß er gewohnt sei, ohne Zuschauer zu essen. Engelmänn verließen infolgedessen die Stube. Kaum aber waren dieselben hinaus, so sprang er auf, trat zu dem Tellerbrett, öffnete das Kästchen und fühlte auch sofort den gefüllten Beutel. Er steckte ihn zu sich und setzte dann die Mahlzeit fort. Als er fertig war und der Wirt wieder hereintrat, erklärte er ihm, daß er jetzt zu Bier gehen und wohl erst spät heimkommen werde. Er ging.

Nun machte sich auch Engelmänn bereit, mit Agnes nach dem Saale zu gehen; da aber hörten sie draußen Schritte und sahen einen Augenblick später beim Scheine der Lampe zwei hohe, grau gekleidete Gestalten unter der Tür stehen.

„Gott grüß Euch, Korporal Engelmänn!“ sagte eine tiefe, kräftige Baßstimme, der man die Gewohnheit des Befehlens anhörte.

„Herr Jesus!“ rief er, als er in das kräftige, dunkel gebräunte Gesicht des Sprechers blickte. „Das ist unmöglich!“

„Was ist unmöglich, Korporal Engelmänn?“

„Das Ihr es seid, Durchlaucht! Ich muß mich irren!“

„Wahrhaftig, kennt mich der Engelmänn nach siebenunddreißig Jahren wieder!“ schmunzelte der **[86]** Fürst. „Und noch dazu in diesem Rock! Ich muß doch ein rechtes Spießrutengesicht haben, weil es gar nicht zu vergessen ist!“

„Also wirklich!“ rief der Schneider. „O Welch' eine Freude, Welch' eine Überraschung! Tretet näher, durchlauchtigste Exzellenz!“

„Schreie Er nicht so, und lasse Er diese durchlauchtigste Exzellenz bei Seite! Wir sind in Feindes Land, und da braucht es nicht mit Kanonen in die Welt hinaus geschossen zu werden, wer ich bin. Komme Er herein, Feldwebel Steinbach! Wir sind hier bei braven Leuten, die uns nicht verraten werden.“

„Soll mich Gott bewahren, gnädigster Herr! Frau, Tochter, das ist Seine Durchlaucht, mein einstiger Generalissimus. Holt herbei, was das Haus vermag! Wir sind arm, aber Exzellenz werden fürlieb nehmen.“

„Schnickschnack!“ meinte der Fürst. „Hier muß nicht gleich gegessen und getrunken werden. Setzt Euch fein hübsch nieder! Das Übrige wird sich finden. Feldwebel, Er gehört dorthin zur Jungfer, und ich setze mich zu den beiden Alten. So! Und nun sage Er mir einmal, Korporal Engelmänn, ob Er ein guter Österreicher ist!“

„Das versteht sich, Durchlaucht. Ich sage es aufrichtig, obgleich – –“

„Papperlapapp, rede Er nicht! Es ist Seine Pflicht und Schuldigkeit, auf Seine Königin etwas zu halten. Versteht Er mich. Ich bin Ihr auch nicht gram. Also wollen wir die Politik und den Krieg **[87]** einmal beiseite lassen und von unsern eigenen Angelegenheiten reden.“

„Aber die Panduren, Exzellenz!“ warnte Engelmänn. „Ich habe auch einen!“

„Pah! Ich werde sie bald alle haben! Was gehen mich die Panduren an. Ich habe eine ganz andere Sorge, und die kann Er von mir nehmen, Engelmänn!“

„Wenn ich es doch könnte!“

„Ich habe mir nämlich da im Anhaltischen ein neues, schönes Gut gekauft, zu welchem ich einen tüchtigen Pächter brauche. Den Pächter hätte ich; da sitzt er vor mir, der Feldwebel Steinbach, mein Leibgrenadier, der bei allen meinen Streichen dabei sein muß.“

„Durchlaucht!“ rief Steinbach überrascht.

„Halte Er den Mund, Feldwebel, und rede Er erst dann, wenn man Ihn fragt! Also der Pächter wäre gefunden, aber mit der Pächterin, da hapert es noch gewaltig. Nämlich die soll und muß extra Agnes heißen oder so ähnlich, und ihr Vater muß Korporal gewesen sein und den jungen Dessauer damals aus dem Kanal gezogen haben; anders tut es der Feldwebel, der Schwerenöter nicht. Was meint Er dazu, Engelmann?“

Der Gefragte wußte vor Überraschung gar nicht, was er antworten sollte; darum fuhr der Fürst fort:

„Da gucke Er sich einmal Seine Agnes an, ob sie nicht rot wie Blut geworden ist! Nämlich dieses hinterlistige Volk kennt sich bereits von Halberstadt her und hat sich durchaus eingebildet, als Mann und Frau mir eines meiner besten Güter hinwegzupachten. Es ist geradezu unerhört. Aber was will man machen? Das Gut ist einmal da, sie beide selbst auch, und nun **[88]** fehlt bloß noch, daß die Eltern nichts dagegen haben. Ich denke, es wird am besten sein, Er streckt das Gewehr und macht, daß Er bald Schwiegervater wird!“

„Exzellenz, das kommt so unerwartet, so überraschend, daß ich mich noch gar nicht zu fassen vermag!“

„Schockschwerenot! Er soll sich ja auch gar nicht fassen! Was Er zu fassen hat, das sind hier diese beiden Hände; die legt Er in einander und sagt sein Ja und Amen. Vorwärts und abgemacht! Wenn sich Zwei so richtig gut sind, so muß man sie zusammentun; das habe ich an meiner alten Annaliese erfahren. Also macht, und tut Eure Schuldigkeit, Ihr beiden Alten, sonst nehme ich Euch bei den Ohren!“

„Das heißt ja, die Festung ohne Belagerung gleich mit einem Handstreich genommen!“

„Bin es so gewohnt. Also, wie wird's!“

„Ist's denn wahr, Agnes, daß ihr euch kennt?“

Sie nickte glühend.

„So! Ich habe kein Wort davon gewußt!“

„Aber die Mutter!“

„So! Die Mutter! Na, Herr Feldwebel, ich kenne Ihn nicht, aber Sein Kriegsherr achtet Ihn, und da muß Er ein braver Kerl sein. Ich bin arm und kann Ihm nichts geben; aber meinen einzigen Reichtum, mein Kind, das soll Er haben. Der Herrgott mag herniederblicken und sein Ja und Amen dazu sagen! Komm, Mutter, gib auch du den Kindern deine Hand!“

Das war so recht ein Streich, wie Leopold ihn liebte. Noch kaum fünf Minuten anwesend, hatte **[89]** er eine Verlobung zu Stande gebracht und fünf Menschen glücklich gemacht, denn er selbst fühlte sich ja auch glücklich über sein Werk.

„Also es bleibt dabei,“ meinte er fröhlich, „wenn der liebe Herrgott uns diesen Krieg überleben läßt, so ist der Pächter fertig, und die Schwiegereltern kommen mit zu uns! Für seinen Bruder, Engelmann, den Schulmeister mit dem Seifenhandel, wird sich auch etwas finden. Ich habe seiner Alten einen ganzen Korb voll Butter und Käse abgekauft. Das ist ein blitzmäßiges Weibsbild; die hat Haare auf den Zähnen! Fragt mich die alte Susanne, wer ich denn eigentlich sei, daß ich so wenig Sums mit ihrer Butter mache! Und, Korporal, wie steht Er denn eigentlich mit dem Richter? Der Feldwebel hat mir erzählt, daß Er dem Kerl etwas schuldig ist?“

„Das wird gleich morgen bezahlt,“ antwortete Agnes schnell.

„Hast du denn Geld?“ fragte ihr Vater verwundert.

„Ja, genug! Der Wilhelm hier hat mir heute am Vormittag vierhundert Gulden gegeben.“

„Vierhundert Gulden!“ rief Engelmann erstaunt. „Ist das ein Geld! Also habt ihr schon heute am Vormittag mit einander gesprochen?“

„Ja,“ antwortete der Fürst an des Mädchens Stelle. „Doch davon braucht Er nichts zu wissen. Er ist ein guter Österreicher, und so ist es besser, Er fragt heute gar nicht, was wir hier wollen. Wie beide sind Mühlknappen beim Richter, basta, abgemacht! Und nun, Korporal, gehe Er mit der Agnes auf den Saal; wir zwei werden gleich nachkommen!“

„Aber die Panduren, Durchlaucht!“

[90] „Panduren hin, Panduren her! Ich heiße Naumann, und dieser heißt hier Baumann, und diese Nau-

und Baumänner wollen mit der Agnes einen Hopser tanzen. Versteht Er mich! Rechts um, vorwärts marsch!“

—

Unterdessen ging es in der Schänke lustig zu. Das Jungvolk tanzte im Saale, und die Alten saßen in den beiden Nebenstuben, von wo aus sie auch zuweilen einen Blick auf den Saal werfen konnten. Auch die Niederstube war gefüllt von Gästen, doch gab es hier einige verdrossene Gesichter. Sie gehörten den Honoratioren des Dorfes an. Diese hatten ihr Hinterstübchen räumen müssen, denn der Trenck war mit seinen zwei Leutnants gekommen, hatte sich dort zwischen einer Batterie von Weinflaschen festgesetzt und litt keinen Dörfler in der Herrenstube.

Es trug sich heute überhaupt manch Ungewöhnliches zu; das Erstaunlichste aber war, daß man den Richter auf dem Rollstuhle gebracht hatte. Zwei seiner Knechte hatten ihn hinauf in den Saal schaffen müssen; da saß er nun in einer Ecke und sah dem Tanze zu. Den Grund konnte kein Mensch begreifen.

Später setzten sich zwei fremde Müllerburschen zu ihm, von denen er den Nachbarn erzählte, daß sie aus Frankreich gekommen seien und bei ihm in Arbeit treten würden. Sie sahen recht reputierlich aus und mußten sich ein Geld gespart haben, denn sie litten nicht, daß der Meister für sie bezahlte. Einer war freilich bereits in die Sechzig, aber solche gab es ja genug, die das Wandern einem seßhaften Leben vorziehen und es doch zu etwas bringen.

[91] Noch später kam auch der alte Engelman mit seiner Tochter, was gar selten geschah und auch einiges Aufsehen erregte. Der Panduren-Unteroffizier, der ebenfalls zugegen war, ging gleich auf Agnes zu, um sie zum Tanz zu holen, wurde aber von ihr zurückgewiesen.

Und nun begab sich noch etwas Auffälliges: der jüngere der beiden Müller, der um einen Kopf länger und um eine Achsel breiter war als alle Männer im Saal, forderte Agnes auch zum Tanze auf, und mit diesem tanzte sie. Während dieses Tanzes erzählte Agnes dem Feldwebel, der mit dem Fürsten doch noch eher von Engelmans aufgebrochen war, als sie mit ihrem Vater, daß die hundertfünfzig Gulden aus dem Kästchen verschwunden seien. Sie hatte die vierhundert Gulden hineinlegen wollen und dabei bemerkt, daß der Beutel fort sei. Kurz vor dem Abendessen war er noch dagewesen. Kein anderer als der Pandur konnte ihn haben, der ganz allein in der Stube gesessen hatte.

„Du bekommst das Geld wieder,“ tröstete Steinbach. „Dafür werden wir sorgen, der Fürst und ich!“

Den nächsten Tanz schlug sie dem Panduren abermals ab, der darüber vor Zorn blutrot wurde, tanzte ihn aber doch mit dem alten Müller, der einen so großen Zwickelbart trug. Als dieser sich nachher wieder zu dem Richter setzte, meinte dieser:

„Hört, Leute, die Agnes ist nichts für euch! Ich bin der Pate und leide nicht, daß sie tanzt. Laßt es also sein, wenn wir gute Freunde bleiben wollen!“

„Wenn wir den Vater fragen, und er erlaubt es uns, so ist's genug!“ hatte da der jüngere Müller **[92]** gesagt und war gleich beim nächsten Tanz wieder mit ihr angetreten. Dann tanzte der Alte abermals mit ihr, nachdem sie den Panduren zum dritten Mal abgewiesen hatte.

Dieser stellte sich ergrimmt hart an die Reihe der Tanzenden, und als das Paar an ihm vorüber wollte, hielt er das Bein vor, damit es darüber stürzen solle. Der Alte aber mochte so etwas erwartet haben; er hielt an, stieß dem Panduren die Faust unter das Kinn, daß dieser nach hintenüber flog, und tanzte dann weiter, als ob gar nichts geschehen sei.

Auch die drei Diener Trencks und seiner Offiziere und die andern Quartiermacher waren da. Sie rotteten sich zusammen, und als der Tanz vorüber war, traten sie an den Tisch, an dem die beiden Müller saßen.

„Wie kann Er mich schlagen!“ meinte der Unteroffizier. „Sofort verläßt Er den Saal, oder wir leuchten Ihm hinab!“

„Packe Dich fort, Kerl!“ lachte der Fürst. „Sonst klopfe ich euch sechs Pfefferkuchenmänner zu Mehl! Aber ehe du gehst, gibst du das Geld heraus, das du deinem Wirte gestohlen hast!“

„Ich? Gestohlen? Mensch, das sag noch einmal!“

„Nein; sagen werde ich es nicht; aber nehmen werde ich es!“

Im Nu hatte er den Panduren gepackt; der riesige Feldwebel hielt diesen so fest, daß er kein Glied zu rühren vermochte, und ehe seine fünf Kameraden nur Zeit gefunden hatten, ihm zu helfen, zog der Fürst ihm den Beutel aus der Tasche.

[93] „Ist das Sein Beutel, Engelman?“ fragte der Fürst.

„Ja, er ist's!“ rief dieser erfreut.

„Hier, nehme Er ihn!“

„Halt, das Geld ist mein!“ brüllte der Pandur und faßte den alten Engelman bei der Gurgel.

In diesem Augenblick aber standen auch bereits die beiden Müller dabei; eine Minute lang bildeten sie mit den sechs Panduren einen Knäuel, dann flogen diese einer nach dem andern zur Tür hinaus und zur Treppe hinunter. Der riesige Feldwebel hatte gleich zwei auf einmal genommen.

Die anwesenden Dörfler verhielten sich vollständig ruhig bei diesem Auftritt, nach dem die Musikanten sofort einen neuen Tanz aufspielten. Während desselben trat ein Fremder in den Saal, der bisher in der Niederstube gesessen hatte. Er trat auf den älteren Müller hinzu und flüsterte ihm in das Ohr:

„Exzellenz, die Kerls sind unten beim Trenck; er wird mit den Leutnants gleich nach oben kommen.“

„Gut, Korporal Tannert,“ lautete die Antwort. „Es ist hohe Zeit; hole Er die Husaren. Sie mögen sogleich nach ihrer Ankunft die Mühle und die Schänke besetzen!“

Der Korporal hatte kaum den Saal verlassen, und der Tanz war ausgespielt, so wurde die Tür aufgerissen, und die gewaltige Gestalt Trencks trat in den Saal, hinter ihm die beiden Leutnants und drei Panduren. Die übrigen drei hatten sich beim Sturz zur Treppe hinunter Schaden getan. Er warf sein Auge wild im Kreise umher und fragte mit dröhnender Stimme:

[94] „Wo sind die Halunken, die sich an meinen Leuten vergriffen haben?“

Als keine Antwort erfolgte, trat er an den Tisch, wo die beiden Müller saßen.

„Ihr wart es! Müller sind es gewesen. Ihr habt – –“

Er hielt mitten in der Rede inne. Sein Blick war schärfer auf Leopold gefallen, und obgleich er ihm persönlich noch nicht begegnet war, so hatte er doch sein Bild gesehen. Er fragte daher:

„Wer ist Er, he?“

Leopold erhob sich und der Feldwebel mit ihm. Sie konnten es nicht wagen, inmitten dieser feindlichen Bevölkerung sich zu erkennen zu geben; darum antwortete der Fürst:

„Kein Räuber und Pandur!“

„Mensch!“ rief Trenck, „das zahlst du mit dem Leben!“

Er riß ein Pistol hervor, stürzte aber sofort steif wie ein Klotz zur Erde nieder; die gewaltige Faust des Grenadier-Feldwebels hatte ihn an die Schläfe getroffen. Im nächsten Augenblick lagen auch die beiden Leutnants am Boden, noch ehe sie ihre Waffen hatten gebrauchen können; dem Unteroffizier ging es ebenso, und nur die beiden Panduren entkamen.

Das war schneller gegangen, als es erzählt werden kann. Die Anwesenden waren vor Schreck und Erstaunen ganz sprach- und bewegungslos, und nur der Richter hatte seine Fassung behalten.

„Um Gotteswillen, was tut ihr da!“ rief er. „Ich muß euch arretieren!“

[95] „Er? Uns? Was fällt Ihm ein! Er will Richter sein und kennt seine Generalität nicht besser?“ donnerte der Fürst ihn an. „Da, sehe Er her! Und wenn Er es wagt, nur mit einem einzigen Wort zu mucksen, so lasse ich Ihn krumm schließen!“

Er hatte seinen grauen Rock um ein Weniges geöffnet, so daß man einen großen, goldenen Ordensstern, nicht aber die Farbe seines Unterrockes zu sehen vermochte.

„Ich bin gekommen, den Trenck zu arretieren und werde ihn jetzt nach der Mühle transportieren lassen. Beordere Er zwei Mann dazu! – Und Ihr, Herr Oberstwachmeister“, wandte er sich an den Feldwebel, „bleibt hier zurück, um die anderen zu überwachen, bis unsere Szekler Husaren kommen. Wer den Saal oder die Schänke ohne Eure Erlaubnis verläßt, dem wird der Prozeß gemacht. Der Richter ist für alles verantwortlich!“

Der Richter war über alle Maßen betreten, als er in seinen beiden neuen Mahlburschen so unerwartet zwei hohe preußische Offiziere erkennen mußte. Er beorderte zwei Männer, die Trenck, nachdem ihm die Waffen abgenommen worden waren, vom Boden emporhoben und forttrugen. Der Fürst folgte ihnen.

Der Pandur war noch besinnungslos und so schwer, daß die beiden Träger alle ihre Kräfte anstrengen mußten. – So hatte man die Mühle beinahe erreicht, als ihnen der Wächter begegnete.

„Was geht hier vor? Wer ist das?“ frug er.

„Es ist der Trenck“, antwortete der Fürst. „Packe Er sich Seiner Wege!“

[96] „Na, na, nur nicht so grob! Der Trenck! So betrunken! Hm, wenn das die Emilka hört; die wird sich wundern!“

Damit ging er weiter.

Sie schritten jetzt am Mühlteiche vorüber, da stieß der eine Träger einen Schrei aus und lief davon; der andere folgte ihm, und – Trenck stand grad und hoch vor Leopold.

„Ah, hat Er sich betrügen lassen!“ spottete er. „Er hat wohl nicht geglaubt, daß mir die Besinnung unterwegs kommen könnte. Jetzt ist es aus mit Ihm!“

Er warf sich auf den Fürsten. Dieser trat zur Seite und wollte ihn von hinten packen; so drehten sie sich einige Male um einander herum, bis sie, das Wasser nicht beachtend, in den Teich stürzten. Hier wendete Trenck seine ganze Kraft an, den Gegner unterzutauchen, aber es gelang ihm nicht, denn die Verzweiflung gab dem Fürsten doppelte Kräfte. Leopold war dem Panduren nicht gewachsen; er mußte sein Heil in der Flucht suchen, aber er mußte auch so fliehen, daß Trenck ihn nicht entgehen konnte; das wäre nach derjenigen Richtung gewesen, aus der er seine Husaren erwartete; er aber machte es anders. Es gelang ihm, loszukommen und sich am Ufer emporzuschleunigen. Er sprang, von dem Panduren verfolgt, nach der Mühle hin, erreichte deren Eingang und auch den Mühlenraum; aber der Pandur war immer so nahe hinter ihm, daß es ihm nicht gelang, eine Tür zwischen sich und ihn zu bringen.

In dem unheimlichen und gefährlichen Raum war es vollständig finster. Der Fürst hatte, als er mit dem Feldwebel sich die Lagerstelle betrachtet [97] hatte, eine Tür bemerkt, die von hier aus hinaus nach dem Mühlendamm führte; dieser wandte er sich zu. Leider aber hatte er nicht gemerkt, daß in derselben Richtung ein großer, breiter Kasten stand, welcher beinahe bis obenheran mit Aftermehl angefüllt war. Er rannte mit Macht dagegen an und stürzte hinein. Trenck hatte den Fall gehört, griff im Dunkel zu und erkannte durch das Gefühl augenblicklich die Situation.

„Jetzt habe ich dich!“ rief er. „Nun magst du ersticken, Ker!“

Er strengte sich an, den Kopf des Fürsten unter die Oberfläche des Mehls zu bringen. Dieser aber hielt sich mit Händen und Füßen am Rande des Kastens fest. Hätte Trenck die Hände des Gegners gelöst, so wäre es um diesen geschehen gewesen. Es war ein fürchterlicher Kampf, lautlos, heimtückisch; und sicher wäre Leopold noch unterlegen, als auf einmal draußen lautes Pferdegetrappel erscholl und preußische Kommandorufe ertönten. Trenck stieß einen Schrei der Wut aus und machte eine letzte, aber auch vergebliche Anstrengung. Es gelang Leopold, den Mund vom anklebenden Mehle zu befreien und einen hinausschallenden Hilferuf auszustoßen.

„Man ruft um Hilfe“, ertönte draußen eine Stimme.

„Abgesessen und hinein!“

Von den Bewohnern der Mühle war niemand daheim; sie waren alle auf den Tanz gegangen: Doch fanden sich die wackeren Husaren schnell zurecht. Beim zweiten Schrei Leopolds standen sie bereits an der offenen Tür, und nun erst ließ Trenck von [98] seinem Gegner ab. Auch er mochte die betreffende Tür gesehen haben; er eilte ihr zu, öffnete und sprang hinaus auf den Damm. Leopold merkte es, warf sich aus dem Kasten heraus und folgte ihm. Draußen sah er ihn bereits hinter den Weiden, die den Teich umsäumten, verschwinden.

„Hierher! Mir nach!“ rief er, indem er der Richtung folgte, in der er Trenck hatte fliehen sehen.

Er flog über eine Wiese und dann über frisch besäete Felder. Nun hörte er auch Hufschlag hinter sich, und bald war er von Reitern umgeben.

„Da vorn flieht er!“ rief er ihnen zu.

„Wer?“

„Der Trenck!“

„Und wer ist denn Er?“

„Alle Wetter, Rittmeister, nehme Er mich gefangen, aber lasse Er Seine Schwadron sich entwickeln. Da vorn flieht der Trenck; er darf uns nicht entgehen!“

Der Rittmeister hatte diese Stimme erkannt; er gab den Befehl zum Streuen und nahm den Fürsten dann unter seinen Schutz, um ihn möglichst unbemerkt zur Mühle zurückzubringen.

Leopold konnte sich vor keinem Menschen sehen lassen. Das Bad im Teich hatte seine Kleidung vollständig durchweicht, und durch den Kampf im Mehlkasten war ein förmlicher Teig entstanden, in dem der Fürst stak wie der Kern in der Zuckermandel. Er mußte sich bis auf Weiteres mit dem Kleidervorrat des Müllers begnügen und, wenn auch zähneknirschend, Stubenarrest halten.

[99] Trenck war entkommen, aber die anderen alle hatte man festgehalten; die Husaren ritten mit ihnen ab, während Leopold in geliehenen Kleidern mit dem Feldwebel später folgte. Der alte Korporal Engelmann

begleitete sie eine Strecke weit und nahm dann Abschied von ihnen – nicht für immer. Auf dem Rückweg traf er den Wächter.

„Weißt du nicht, wer gestern diese preußischen Offiziere waren?“ fragte ihn dieser.

„Nein.“

„Hm! Auch meine Emilka weiß es nicht, und die bekommt doch sonst alles heraus, ich muß weiter fragen!“

Sein Fragen hat kein Ergebnis gehabt. Noch Jahrzehnte später erzählten die Bewohner von Studenetz, daß Trenck bei ihnen von den Preußen überfallen worden sei, aber niemand wußte zu sagen, wer die Müller gewesen waren.

Kurze Zeit nach jenem Ereignisse, am 17. Mai 1742, wurde die Schlacht von Chotusitz geschlagen, auf die der Breslauer Friedensschluß¹ folgte, und wenige Wochen später zog die schöne Agnes mit ihren Eltern nach dem Anhaltischen; auch ihr Oheim bekam dort eine Stelle, die so besoldet war, daß seine „Alte“ nicht mehr mit Butter, Käse und Seife zu handeln brauchte.

[100] Slugaksch soll erschossen worden sein, doch ist dies nicht genau zu behaupten.

In den Steinbachschen Familienpapieren befindet sich noch heute ein in wunderlicher Orthographie geschriebener Brief des alten Wächters Matthias Schulazek, in dem er sagt, daß seine Emilka noch immer nicht erfahren habe, durch wen damals das ganze Aftermehl aus dem Kasten geworfen worden sei. – – –

¹ Am 11. Juni 1742; durch ihn wurde Schlesien mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf an Preußen abgetreten.

Eine Plauderei über Karl May.

Von Geh. Hofrat Univ.-Prof. Dr. D. Emil Sehling

Mein kleiner Neffe kam eines Tages aus dem Gymnasium nach Hause und erzählte, daß am Vormittage in der Klasse – es war Unter-Tertia – ein Fragebogen zur unmittelbaren Beantwortung vorgelegt worden sei. Auf diesem Bogen hatten nach seiner Erzählung allerlei Fragen gestanden, die für Knaben in diesem Alter ziemlich schwierig und verfänglich waren, so z. B.: „Was willst du einmal werden“, und „und warum“, weiter „deine Lieblingsbeschäftigung“, „deine Lieblingslektüre“ usw.

Ob diese Fragen von der betreffenden Schulinstanz lediglich als stilistische Probearbeiten gedacht waren, oder ob damit irgend ein höherer, statistischer Zweck verfolgt wurde, ob es eine strategische oder taktische Maßregel sein sollte, weiß ich nicht; möglich ist ja, daß man irgend eine Statistik, etwa über die Gedankenwelt, die geistige Verfassung, die Ideale der Schüler usw. bezweckte, – man führt ja heute Statistik **[102]** über alle möglichen und unmöglichen Dinge –, und auch das wäre dieser Schulstatistik mit anderen Statistiken gemeinsam gewesen, daß ihre Ergebnisse als höchst fragwürdig hätten bezeichnet werden müssen. Denn die volle Wahrheit hätte dieser Fragebogen doch nicht an das Tageslicht befördert, dazu sind die Knaben in diesem Alter nicht mehr naiv genug, um sich durch offene Darlegung ihrer Psyche bloßzustellen und die Lehrer vielfach nicht mehr jung genug, um die volle Wahrheit zu vertragen. Und aus diesem Grunde halte ich solche Fragen für unpädagogisch, sie verleiten den Knaben leicht zu Unwahrheiten oder zur Streberei, weil sie zu Antworten verführen, von denen der Knabe glaubt, daß er sich mit ihnen bei seinem Lehrer in ein gutes Licht setze. Denn nicht alle Pädagogen bewahren sich das rechte Herz und das rechte Verständnis für das, was die Seele des Kindes bewegt. Ich entsinne mich aus meiner Schulzeit, daß wir einmal in einer der unteren Klassen zum Aufsatz-Thema erhielten: „Dein Lieblingsplatz im Hause“, und daß die erdrückende Mehrzahl der Aufsätze nach gemeinsamer Rücksprache der Knaben „den Arbeitstisch“ behandelte. Sollte hier nun der Lehrer wegen Unwahrheit die Aufsätze verwerfen, oder sollte er die scheinheiligen Burschen rühmen? Besser wäre es gewesen, der Lehrer hätte die Kinder nicht vor die Frage gestellt, dann hätten sie ihn nicht vor dieses Dilemma gestellt.

Wie kann ein Knabe ernsthaft darüber Auskunft geben, welchen Lebensberuf er sich wählen möchte? Denn die Lebensberufe, die sich der Junge in seiner Phantasie in diesem Alter aussucht, werden von dem **[103]** Lehrer ganz gewiß nicht gebilligt werden. Wem fallen hier nicht die humorvollen Schilderungen ein, die Hauff in seinen „Memoiren des Satans“ von seinem eigenen Treiben im Reiche der Literatur in der Schule unter dem Namen des Schülers Garnmacher zum Besten gibt, als der Direktor das verfängliche Thema geliefert hatte, wen die Schüler für den größten Mann Deutschlands hielten? Ich halte dieses Thema übrigens für die heutige Jugend nicht für ungeeignet, allerdings unter der Voraussetzung, daß der Lehrer nicht so eigenartige Ansichten besitzt, wie der meinige, der uns eines Tages mit der Aufforderung überraschte, innerhalb einer Viertelstunde ein Thema zu einem freien Vortrage auszudenken, und der, als ich darauf „Hermann, den Cherusker“ vorschlug, dieses ablehnte mit der mir noch heute wunderbar erscheinenden Begründung: „Das will ich von gereiften Männern hören.“

Was ich zu meiner Zeit als Lieblingslektüre angegeben haben würde? Wenn ich ehrlich gewesen sein würde, wahrscheinlich den Lederstrumpf. Mein kleiner Neffe hatte damals auf die Frage: „Was willst du einmal werden?“ kurz und stolz geantwortet: „Jurist“, aber auf die Frage: „Warum?“ weniger stolz als ehrlich: „weil ich zu nichts anderem tauge“. Als Lieblingslektüre gab er Karl May an. Ob er mit diesen Antworten, namentlich mit der letzteren, Beifall bei seinen Lehrern gefunden hat, weiß ich nicht; aber, seitdem ich Karl May gelesen habe – damals kannte ich ihn nicht, ich habe ihn erst seit einigen Jahren gelesen –, kann ich dieses Urteil meines kleinen Neffen durchaus verstehen, und ich **[104]** billige es. Karl May ist eine berechtigte Lieblingslektüre der deutschen Jugend und wird es bleiben, bis ein anderer es besser versteht, Phantasie und Gemüt des Knaben zu befriedigen. –

Mit der Antwort meines Neffen trat mir Karl May zum ersten Male entgegen. Denn in meiner Jugend war er mir noch unbekannt und später war mir keine Gelegenheit geboten worden, ihn zu lesen. Ich hatte wohl von ihm gehört, gelegentlich auch in den Zeitungen das Für und Wider Karl May verfolgt, auch bei Lektüre der Zeitungsberichte über die verschiedenen Mayprozesse Sympathie und Mitleid für ihn empfunden; aber

gelesen hatte ich seine Schriften bis vor wenigen Jahren noch nicht, und auch die Antwort meines Neffen veranlaßte mich nicht, der Lektüre näher zu treten, da ich mir dachte, daß es sich um einen Jugendschriftsteller handle, wie es in unserer Zeit Cooper gewesen war, von dem ich mich nach einer Wiederlektüre im reiferen Alter ziemlich enttäuscht gefühlt hatte. Zu meiner Überraschung erzählte mir einmal ein befreundeter Oberlandesgerichtsrat, scharfsinniger Jurist, gefürchteter Staatsanwalt und Schwurgerichtspräsident, allerdings mit einem eigenartigen Lächeln, daß er mit großem Vergnügen Karl May lese. Ich wunderte mich darüber, und dieser Freund schien mir ein vollkommenes Gegenstück zu meinem lieben, verstorbenen Kollegen Geheimrat Gengler zu sein, einem der sanftesten und liebenswürdigsten Menschen, die je gelebt haben, Vertreter des Deutschen Rechtes, dessen Lieblingslektüre neben den Klassikern der Pital gewesen ist. So finde ich viele Beispiele, auch aus Biographien, [105] daß geistig angeregte und angestrenzte Personen häufig neben der Literatur ihres Berufes und neben den Klassikern gerade mit Vorliebe zu Abenteuerwerken greifen, daß komplizierte Seelenprozesse, psychologische Zergliederungen, wie sie die moderne Romanliteratur liebt, weniger von ihnen bevorzugt werden als fesselnde und spannende Handlungen. Sie wollen mehr die Phantasie als ihren Geist beschäftigen. Es wäre überhaupt ein dankenswertes Thema, die Lieblingslektüre hochstehender Personen, wie überhaupt ihre Nebenbeschäftigungen, zu ermitteln. Man wird gewiß überraschende Ergebnisse erzielen und merkwürdige Gegensätze zu ihrem sonstigen Berufe finden. Es scheint so, als ob der Geist eine wirkliche Ausspannung verlangt, als wenn diejenigen Partien des Gehirns, die am meisten in Anspruch genommen werden, einmal völlig ausruhen wollten. Ein sehr bekannter Kliniker setzte uns einmal in einem größeren Kreise auseinander, daß Gelehrte, die ganz einseitig sind, selbst in ihrem Fache viel leichter zum Stillstande gelangen, als solche, die neben ihrer Wissenschaft sich auch mit andern Dingen, Musik, Kunst und dergleichen beschäftigen. Das Ausruhen des Gehirns ruft günstige, psychologische Wirkungen hervor. Warum sind so viele Gelehrte Jäger oder der Fischerei ergeben? Es ist für sie gewissermaßen die Sommerfrische des Geistes; dahin gehört auch die Lektüre. Wenn Bismarck mit Vorliebe die Erzählungen von Stinde über die „Familie Buchholz“ las, so kann das doch nur aus dem Verlangen nach völliger, ländlicher Sommerfrische des Geistes erklärt werden. Es ist nicht anderes, als wie der schon oben erwähnte [106] Kliniker mir einmal erzählte, daß er mit besonderem Vergnügen Detektivromane läse.

Friedrich Naumann hat einmal in der „Hilfe“² in einem Aufsatz von dem Lesen von Büchern folgende Leitsätze aufgestellt: „Die meisten von uns haben dreierlei verschiedenen Lesestoff zu bewältigen, nämlich die notwendige, die nützliche und die unterhaltende Lektüre. Der Zweck der notwendigen Lektüre ist die Ausübung des Berufes, der nützlichen die Vermehrung der allgemeinen Bildung und die Veredelung des Charakters, der Zweck der unterhaltenden Lektüre ist die Sättigung der Einbildungskraft mit wechselnden Vorstellungen und Formen Die unterhaltende Lektüre kann auf die Dauer nicht entbehrt werden, weil ohne sie die freie Elastizität der Einbildungskraft verkümmert. Wenn sich in den Jahren der erwachenden Jugend ein Heißhunger nach Unterhaltungslektüre einstellt, so soll man zwar Vorsicht in der Auswahl der geistigen Speise walten lassen, aber nicht den Hunger selbst als Unrecht verdammen. Große Feldherren und Philosophen haben und hatten in ihren schweren Arbeiten ein Bedürfnis nach leichterem Lesestoff gehabt.“

Diese Sätze gelten auch für Karl May. Ganz treffend macht Dr. Eik in einer literarisch-psychologischen Studie über Karl May in der Allgemeinen Zeitung, München,³ folgende Bemerkungen: „Unzählige junge Seelen stehen unter dem Bann seiner Werke, und auch die spröden Ohren vieler Erwachsener [107] sind gefangen von diesem Zauberer und sie gestehen mit scheinbar überlegenem Lächeln ihre Vorliebe ein für diesen Aufschneider, der nach vernünftiger Tagesarbeit doch ihr Nachtlicht bis Mitternacht wach erhält und sie zu den labyrinthischen Pfaden vergangener Jugendlektüre zurücklocken möchte Der Hunger nach Romantik war die Ursache von Karl Mays Erfolgen.“

In diesen Bemerkungen liegt viel Wahrheit; auch für Erwachsene ist Karl May ein Zauberer, der sie zurückführt in das Phantasie Reich ihrer Jugend. Je jugendlicher sich der Erwachsene erhalten hat, je frischer sein Herz und seine Phantasie mit der Jugend fühlen, um so lieber und um so leichter wird er sich dem allgemein menschlichen, besonders in der Jugend so stark ausgeprägten Hange nach Romantik wieder

² 14. Jahrg. S. 616.

³ Beilage 130, 1907.

hingeben, selbst, wenn ihm die ästhetischen und sonstigen Schwächen der Muse Karl Mays nicht verborgen bleiben sollten. Für die Jugend steht aber bloß der romantische Zauber da, und ich vermag es nach eingehender Lektüre seiner Werke nicht zu verstehen, wenn Pädagogen nicht begreifen wollen, warum die Gymnasiasten lieber nach Karl May als nach der lateinischen Grammatik greifen. So notwendig die geistige Dressur durch die harte Schule der Grammatik ist, so wenig sollte man übersehen, daß der Heißhunger der Jugend nach Romantik durch sie nicht befriedigt werden kann. So notwendig die philologische Erklärung der antiken Schriftsteller für die Ausbildung des Geistes und Verstandes ist, so nützlich die Lektüre unserer klassischen Schriftsteller für die Bereicherung der allgemeinen Bildung und die Veredlung des [108] Charakters ist, so darf doch auch die dritte Kategorie der Lektüre, die rein unterhaltende, als geistige Ausspannung nicht völlig ausgeschaltet werden, und man sollte daher auch von der Schule aus sie nicht verächtlich behandeln und bekämpfen, sondern in die richtigen Bahnen zu leiten versuchen. Man treibt sonst die Kinder zur Unwahrheit und zum Schleichhandel. Nur, wer das Herz für die Jugendeideale verloren hat, wird die Freude an der Spannung, an der Handlung als etwas Verächtliches, Minderwertiges bekämpfen. –

Wenn man die kritischen Stimmen über Karl May überschaut, so kann man die überraschende Tatsache feststellen, daß sich österreichische Fachmänner, Geistliche, Schulmänner, Ästhetiker in größerer Anzahl als Freunde Karl Mays bekennen, für ihn eine Lanze brechen, als dies seitens norddeutscher Stimmen der Fall ist. Sollte das bloß Zufall sein, sollte nicht vielmehr das lebhaftere, leichter bewegliche, Gefühlsregungen mehr hingeebene süddeutsche Temperament für die phantastische Romantik eines Karl May besseres Verständnis besitzen, als die kältere, nüchterne Verstandeslage des Norddeutschen? Sollte nicht auch mit diesem Umstande die Verbreitung Karl Mays in Frankreich im Zusammenhange stehen, in Frankreich, das einen Jules Verne hervorgebracht hat, einen Phantasten vom reinsten Wasser, der doch ebenfalls seine Werke aus der freischaffenden Phantasie des Dichters herauskomponiert hat? Ein Abbé, namens Louis Bethléem, Vikar an der Kathedrale von Cambrai, hat im Jahre 1906 ein Buch erscheinen lassen: „*Romans à lire et Romans à proscrire*“, [109] worin er 700 Schriftsteller behandelt.⁴ Der Abbé stellt hier einen förmlichen Index von erlaubten und nicht erlaubten Büchern auf. Er teilt die Romane ein in verwerfliche, nicht empfehlenswerte und empfehlenswerte Bücher. Hierbei erfahren wir, was das französische Volk von ausländischer Literatur zu lesen pflegt. Von deutschen Schriftstellern werden nur genannt: Grimm, Gerstäcker, May, Freytag, Chr. v. Schmid, Marlitt, Ida Pfeifer, Carmen Sylva, E. T. A. Hoffmann und Gräfin Hahn-Hahn. Auf diese Auswahl und ihre Bedeutung soll hier nicht näher eingegangen werden – Karl May gehört danach jedenfalls zu den in Frankreich verbreitetsten deutschen Schriftstellern, und der Abbé stellt ihn sogar zu den „*Romans à lire*“. Auch für Deutschland gilt dieses Urteil. Karl Mays Erzählungen sind in der Tat solche, die man getrost jedem deutschen Schüler in die Hand geben kann. An ihnen wird sich seine Seele nicht vergiften. Sie werden in anständiger, edler Form seinen Drang nach Spannung und Romantik befriedigen – und ich meine, dies gilt nicht bloß für die Jugend.

⁴ Vgl. die Besprechung von Karl Eugen Schmidt in der Frankfurter Zeitung Nr. 305 vom 4. November 1906.

Was Karl May mir war.

Ein Zeugnis unter vielen.

Von Dr. Reinhold Eichacker.

Wenn ich mich recht erinnere, las ich das erste Karl-May-Buch als Quintaner. Ich war damals 9 Jahre alt. „Das Vermächtnis des Inka“, „Der Schatz im Silbersee“, „Die Sklavenkarawane“ rissen mich zuerst in ihren Bann und öffneten mir den Blick in eine für mich völlig neue Welt. Durch ältere Kameraden machte ich dann auch Bekanntschaft mit den „Ich-Romanen“ Karl Mays, und seitdem begleiteten mich seine Werke und seine Lehren durch meine ganze Jugend und bis in die heutige Zeit. Es wäre mir unmöglich, seinen Einfluß aus meiner Entwicklung hinwegzudenken.

Es gab und es gibt leider auch noch heute Väter und Jugenderzieher genug, die in Karl May den Sündenbock suchen möchten, wenn ihre Söhne und Zöglinge auf der Schule nicht recht weiterkommen. Unaufmerksamkeit, Flüchtigkeit, Zerstreuung, Faulheit und Dummheit, mangelhafte Schularbeiten und versetzungsfeindliche **[111]** Osterzeugnisse – alles soll Karl May auf dem Gewissen haben, dieser allmächtige, unselige Karl May, gegen den die Sirenen des Odysseus, wie die goldhaarige Loreley oder der dudelnde Rattenfänger von Hameln reine Waisenkinder der Verführungskunst gewesen sein müssen, an ihren überlieferten Erfolgen gemessen. Mein Vater dachte anders darüber. Er ließ mir die Freude an meinem Lieblingsschriftsteller, weil er ihn selbst geprüft und für gut befunden hatte. Er freute sich mit mir meiner Begeisterung, und wo er für meine schon damals sehr rege Phantasie Gefahren vermutete durch eine zu kritiklose Hinnahme des Geschilderten, da griff er mit sicherer Hand ein und lehrte mich Dichtung und Wirklichkeit in ihren Grenzen erkennen und unterscheiden. Oft genügte hierzu schon ein Scherz. „Na, Junge,“ – begrüßte er mich manchmal, – „wieviel Feinde hat dein Old Shatterhand denn heute wieder besiegt? Ein Fausthieb, schwapp! – Uhr heraus – so, der ist für 34 Minuten 21 Sekunden unschädlich gemacht! In der Zeit kann ich gerade seine Genossen belauschen und zwei Gefangene befreien!“ – Mein Vater wußte, daß ich nach solchen Anzapfungen sofort mit Feuereifer meinen Helden verteidigen würde, und er reizte mich durch scherzende Gegenreden zu immer eifrigeren Erklärungen und Beweisen meines Standpunktes. Die kleine Karikatur Karl Mayscher Schilderungen genügte aber, mich das Gelesene im Lichte maßvoller Kritik sehen zu lassen und meine lebhaften Rechtfertigungsversuche gegen die Angriffe meines Vaters zwangen mich immer wieder, mir der Stärken und Schwächen **[112]** meines Lieblingsautors bewußt zu werden und das Gelesene immer wieder zu durchdenken und in mir zu verarbeiten. Diesem Erwerben- und Verteidigenmüssen schreibe ich viel von dem nachhaltigen Einfluß zu, den Karl May unzweifelhaft auf mich ausübte.

Jetzt, wo ich als Mann über diese Zeit nachdenke, erscheint mir die Angst mancher Väter vor Karl May ebenso unbegreiflich, wie ihre Anschuldigung ungerecht und beleidigend. Wodurch soll Karl May denn schädlich auf die Jugend wirken? Bringt er blutdürstige Schilderungen? Im Gegenteil, er vermeidet alles Grauenhafte und Abstoßende und lehrt in jedem Kapitel das Gebot „Liebet eure Feinde!“ Lehrt es so nachdrücklich und unbeirrbar, daß es ihm nicht nur von den handelnden Personen seiner Erzählungen, sondern sogar von vielen seiner Leser als Schwäche zum Vorwurf gemacht wurde. Schildert er erotische Schlüpfrigkeiten? In seinen Jugendbüchern niemals! Karl Mays Erzählungen berichten fast ausschließlich von rauhen Männern und Kämpfern. Wo das weibliche Geschlecht einmal Erwähnung findet, geschieht es entweder in humoristischer Form oder in der zartesten, zurückhaltendsten und ehrendsten Weise. Die hehrste Gestalt seiner Bücher ist eine Frau: Marah Durimeh. Und kann man sich die Liebe eines Weibes zarter, rührender und edler geschildert denken, als z. B. im Liebeserwachen Nscho-tschis, der Schwester Winnetous? Gibt es eine köstlichere, humorvollere Darstellung einer Werbung und Heimführung, als die von Halefs Brautstand und Ehe? Karl May predigt Nächstenliebe, Mildtätigkeit, Wahrheit und Edelmut, Tapferkeit und Gottvertrauen. Es sind **[113]** die Grundsätze jeder christlichen Moral, die Gesetze der 10 Gebote und der Bergpredigt, die er in seinen Büchern verarbeitet. Nichts anderes! Auch wer nur einzelne seiner Werke liest und dadurch den einheitlichen Grundgedanken seines Schaffens, die grandiose Darstellung der Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen nicht erkannt hat, wird diese hohe sittliche Tendenz seiner Schilderungen nicht leugnen können. Und noch keiner seiner Gegner hat es versucht, ihm auch nur

eine einzige Stelle nachzuweisen, die ihn als falschen Propheten, als Verderber der Jugend mit Recht hätte anklagen können.

„Aber die Phantasie!“ schreit man immer wieder. „Er verführt die Phantasie der Jugend!“ – Arme Jugend, deren Phantasie das Erleben eines Old Shatterhand oder eines Winnetou nicht zu ertragen vermöchte! Haben diese Ankläger wohl auch nur eine kleine Ahnung von dem Aufnahmevermögen eines jungen Gehirnes, von dem Reichtum des Phantasieerlebens eines Kindes? Arme, ausgetrocknete Hirnschalen, die das Spannende, Handlungsreiche einer Schilderung fürchten müssen! Danken müßte man diesem Autor, immer wieder nur danken, das[s] er die jugendliche Phantasie gerade auf diese Bahnen lenkt und sie dadurch davor bewahrt, sich auf gefährlicheren Jagdgründen zu ergehen. Es gibt für jeden gesunden Jungen ein Alter, wo seine Seele nach Handlung, nach Spannung, nach Größe schreit. Wo seine Phantasie nach Erleben dürstet, wo sein Geist erregende Lektüre verschlingen möchte. Wo alles in ihm drängt, zu sehen, zu hören, zu lesen, **[114]** aufzunehmen und zu lernen, sich zu begeistern und sich aufzurichten an Helden und Vorbildern des Altertums und der Jetztzeit. Glückliche Jugend, die noch hungrig ist und aufnehmen kann! Glückliche Kinder, denen nicht von allzu ängstlichen Vätern dieser Durst verleidet, diese Begeisterungsfähigkeit verkümmert wird! Ihre Phantasie wird nicht einst flügelhalm am Boden kriechen müssen, weil sie in der Jugend nicht lernen durfte, kraftvoll zur Sonne zu steigen.

Und noch eines müssen diese Väter und Lehrer begreifen lernen: es gibt keinen gesunden Jungen, der sich in diesem Alter des Lesedrangs seine Bücher rauben ließe! Verweigert ihr ihm ängstlich den Einblick in jene ersehnte Welt, so wird er ihn sich heimlich, ohne eure Führung und hinter eurem Rücken erzwingen. Und verjagt ihr ihm seine guten und wertvollen Lehrmeister unter den Jugendautoren, so wird er sich in die Arme der Kolportage werfen und Buffalo Bill, Nic Carter und wie die weißen und roten Helden des Hintertreppenromans alle heißen mögen, zu seinen Vorbildern erwählen. Mir ließ ein verständiger Vater meinen Lieblingsautor, er gab ihn mir selbst und lehrte mich ihn durch Erklärung und Widerspruch richtig verstehen. Und meine Jugend war in Karl Mays Gesellschaft sonnig und glücklich, gesund und stark, wie selten eine Kinderjugend gewesen sein mag. Auch meine Phantasie wurde mit elementarer Macht durch ihn angeregt. Aber nicht auf krankhafte Bahnen geleitet. Ich sah meinen Ehrgeiz darin, gesund und kräftig zu werden, es den anderen zuvorzutun, Führer zu werden, wie die Helden meiner Träume. Im Turnen und **[115]** Schwimmen, im Ringen und Klettern, in Gewandtheit und Unerschrockenheit suchte ich meine Kameraden zu erreichen und zu übertreffen, um nicht erröten zu müssen vor den Taten meiner Vorbilder. In Aufsätzen, die sich mit mir und meinem Schaffen beschäftigten, fand ich öfter eine Bemerkung eingeflochten, daß ich in meinem Leben fast alles früher begonnen und ausgeführt hätte, als meine Kameraden und Altersgenossen. Es ist richtig, daß ich meine ersten Gedichte mit 6 Jahren machte, daß ich erst 15 Jahre zählte, als meine erste größere Balladendichtung im Druck erschien⁵, und daß ich mit 19 Jahren meine besten Erfolge als Hypnotiseur zu Studienzwecken hatte. Selbst die Ehestatistik sieht mich als 10 jährigen Ehemann in einem Alter, wo andere ihren Hausstand erst zu begründen pflegten. Zweifellos lag die Anlage zur Frühreife schon in mir, aber Karl Mays Leitung war wie keine andere geeignet, sie in jeder Weise zu fördern. Sie gab meinem Körper die Fähigkeit, alle Entwicklungssprünge unserer Jugend ohne Schaden mitzumachen, und sie gab meinem Wesen und Auftreten die Sicherheit und das Kraftbewußtsein, die mich auch äußerlich mit meiner Entwicklung gleichen Schritt halten ließen.

Ich erinnere mich noch deutlich der Spiele mit meinen Kameraden. Wir lernten Spuren suchen und verbergen, wir bauten Höhlen und unterirdische Gänge, wir lagen als Kundschafter hinter Sträuchern – wie später als Männer im Weltkriege – oder saßen **[116]** hoch auf den Bäumen – wie süß schmeckten damals die Kirschen! – Kraft in den Fingern, daß unsere Kusinen beim Händedruck quietschten, und eine Zähigkeit in den Füßen, daß wir Ballet[t] tanzen konnten. Die Standhaftigkeit der Rothäute und unserer weißen Helden am Marterpfahl lehrten uns alle Schlappeit und Wehleidigkeit verachten. Tränen galten uns auch bei heftigem Schmerz als unmännlich, und um unsere Beherrschung zu stählen, übten wir uns in Schmerz- und Geduldproben, wie die spartanischen Jünglinge. Unsere Erlebnisse und Gespräche erfanden wir uns selbst nach Karl Mayschen Vorbildern. Sie waren mannigfach und wunderbar, wie die Gedanken der Jugend sind – trotz überängstlicher Lehrer! – und sie stellten unsere Geistanpassungart vor immer neue Prüfungen und Aufgaben und gaben uns Entschlossenheit und Überlegenheit im Denken und Handeln. Und immer wieder

⁵ „Der Fels von Ventador“ enthalten in „Allerlei Klänge“ 2. Auflage (im Handel vergriffen).

lenkte uns Karl Mays Vorbild auf praktische Wege. Wir lernten uns selbst helfen, lernten zugreifen und mit Hammer und Säge umgehen. Wir bauten uns selbst Stelzen, Schleudern und Bogen und hunderterlei kleine und praktische Geräte und Maschinen. Und in allem war Karl May unser Lehrer und unser bewußtes, anfeuerndes Vorbild. Jahre hindurch! – – Schön und sonnig war unsere Jugend unter der Leitung von Old Shatterhand, und ich stehe nicht an, ihm vor anderen zu danken, wenn ich ein gesunder und kräftiger Mensch wurde, dessen Lebenslust Kampf und Arbeit und dessen Charakteristikum Selbständigkeit und Tatkraft ist.

Wie oft habe ich seitdem für Karl May zeugen, ihm neue Freunde zuführen und ihn gegen falsch [117] unterrichtete Gegner verteidigen müssen! Und immer wieder in diesen Gesprächen kam eine Zeit, wo das Wort fiel: „Aber er war doch ein Lügner!“ Dieser unselige Vorwurf begleitete Karl May bis zu seinem Tode. Soll er ihn auch überleben? Weil er in Ich-Form schrieb, schalt man ihn einen Lügner, ohne den gleichen Vorwurf auch den tausenden anderen Autoren zu machen, die ebenfalls „Ich-Bücher“ schrieben. Wahr ist, daß Karl May nicht nur in Ich-Form schrieb, sondern auch sich selbst in seinen Werken unter dem eigenen Namen handelnd auftreten ließ. Sein Old Shatterhand hieß auch in seinen Büchern Karl May, wie er selber. Darin erblicken so viele seine unsühnbare Sünde. Es wird jetzt kaum noch festzustellen sein, was seinerzeit Karl May veranlaßte, sich in seinen ersten Ich-Werken mit dem Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi seiner Bücher zu identifizieren. Es kann ein Zufall gewesen sein, eine Laune. Oder ein Mangel an literarisch-technischer Erfahrung. Vielleicht! Wahrscheinlicher war es aber die ausgesprochene Absicht, hierdurch eindringlicher, lebhafter, unmittelbarer auf seine Leser zu wirken. War es das letztere, so hat er diese Absicht vollkommen erreicht, und der Erfolg wird ihm geraten haben, bei dieser Schreibweise zu bleiben. Denn das ist unbestreitbar und wird durch die Zahl seiner Freunde und Feinde bewiesen: Es gibt keinen einzigen Schriftsteller, der auch nur annähernd in gleicher Eindringlichkeit und Kraft, mit gleicher Unmittelbarkeit und Unerreichbarkeit des Erlebens auf die Jugend eingewirkt hätte, wie Karl May in seinen Ich-Werken. So wurde bei ihm die Ich-Form zum künstlerischen und [118] erzieherischen Machtfaktor und schon der einfache Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel“, sollte die Vorwürfe gegen die Ichform zum Schweigen bringen. Wenn ja, so wäre dieser Grundsatz hier einmal am richtigen Platze.

Soweit vermag ich also eine Berechtigung zu Anklagen wegen der Ich-Form nicht anzuerkennen. Leider ging Karl May aber weiter. Er ließ sich allmählich dazu treiben, sich nicht nur in seinen Werken, sondern auch im Leben mit seinen Helden zu identifizieren. Menschliche Schwäche, Eitelkeit und das Erbgut des modernen Menschen, mehr scheinen zu wollen, als man ist, verleiteten ihn dazu, Wahrheit und Dichtung auch im Leben zu mischen, um auch dem Karl May des Alltags die Bewunderung der Menge zu sichern, die sein Old Shatterhand der Dichtung so ohnegleichen gefunden hatte. Das war eine bedauerliche Entgleisung Karl Mays. Aber sie ist menschlich verständlich und deshalb verzeihlich. Und wie hat er leiden müssen unter ihren Folgen! Seine Gegner stürzten sich mit Wut und Hohngeschrei auf diese Blöße und bauten auf ihr den Ruhm unhaltbarer Anklagen, der fortan wie ein Alpdruck auf Karl Mays ganzem Leben lasten sollte. Und selbst seine Freunde wurden durch diese unleugbare Schwäche allmählich wankend und unsicher in seiner Verteidigung und viele zogen es vor, ihren bisherigen Liebling dieses Makels wegen zu verleugnen, obschon ein geheimes Gefühl ihnen noch sagen mochte, daß sie ihn trotzdem lieben und ehren müßten, seiner genialen, makellosen Werke wegen.

Es war Karl Mays Schicksalsstunde, in der er [119] zum ersten Male die Behauptung aufstellte oder unwidersprochen ließ, seine Erzählungen persönlich erlebt zu haben. Und doch wie nahe liegt für einen Ich-Autor diese Verführung! Ein Beispiel aus meinem eigenen Autorleben zeigte es mir am eigenen Leibe: In meinen Kriegsnovellen⁶ wählte ich der größeren Anschaulichkeit und der Briefform entsprechend, ebenfalls die Ich-Form. Ich schilderte in diesen „Briefen“ das seelische Erleben eines Infanterieoffiziers in vorderster Linie. Hierbei findet der Held des Buches u. a. auch Gelegenheit, sich in Kämpfen, auf Patrouillen usw. auszuzeichnen. Obwohl nun in dem ganzen Buche kein einziger Familienname genannt wird und auch der Vorname des Helden ein anderer ist als mein eigener und obwohl der Held als Leutnant aufblüht, während ich selbst als Hauptmann auf der Titelseite erkennbar bin, erhielt ich doch sofort nach dem erfolgreichen Erscheinen des Buches aus allen möglichen Landesteilen begeisterte Briefe männlicher, und noch mehr

⁶ „Briefe an das Leben“. Von der Seele des Schützengrabens und von den Schützengräben der Seele. 10. Tausend. Union-Verlag, Stuttgart.

weiblicher Leser, in denen ich nicht so sehr als Autor, wie als Held dieser Taten überschwenglich bewundert und gefeiert wurde. Ähnlich erging es mir auch bei der ungarischen und schwedischen Ausgabe des Buches. Manche Briefe waren sogar von Liebesgaben begleitet. Hätte ich nun nicht sofort die Schreiber und Schreiberinnen aufgeklärt, ohne ihre Ernüchterung und sinkende Hochachtung zu scheuen, so würde ich zweifellos Karl Mays Los in gewissem Maße geteilt [120] haben. Das Schweigen und die Annahme der Liebesgaben wären mir als Irreführung, als Lüge ausgelegt worden, und der Vorwurf wäre in der Welt gewesen. Läßt sich aber – wie Karl May es tat – ein Autor auch nur ein einziges Mal zu einer derartigen Eitelkeitslüge verleiten, so ist es in vielen Fällen um ihn geschehen. Um die erste Lüge zu vertuschen, muß eine neue Lüge ihn retten. Das ist der Fluch der bösen Tat usw. Ähnlich mag es Karl May ergangen sein bei seinen ersten Werken. Er hat furchtbar genug dafür gebüßt! Möge man nur nach seinem Tode endlich ein Ende machen mit diesem Vorwurf und ihn beurteilen lernen nicht nach seinen vergänglichen Schwächen, sondern nach seinen bleibenden Werken. Wo käme man hin, wenn man diesen Maßstab menschlicher Schwächen auf all unsere großen Künstler anwenden wollte!

Ich bin weit davon entfernt, ein Karl May Schwärmer zu sein. Ich habe niemals um seine Autogramme oder Photographie gebettelt oder seine Sprechstunden überlaufen, wie es jahrelang Mode war. Ich habe mich nie um Karl Mays persönliches Leben bekümmert, und es vermochte den Wert seiner Werke in keiner Weise für mich herabzusetzen, als ich allmählich Einzelheiten aus seiner Vergangenheit als Mensch erfuhr. Erst viel, viel später gewann ich auch für sein Leben Interesse, als es mich psychologisch zu fesseln vermochte. Und gerade das Studium seines Lebens befestigte in mir die Bewunderung seines Schicksals, seiner Größe und seiner Werke. War es doch nicht zuletzt Karl May, der mich [121] den Satz lehrte: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen.“ Und noch ein anderes Wort las ich aus seinen Schriften: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Und diese Früchte sind wir! Unsere junge Mannesgeneration, die damals seine Werke heißhungrig verschlang und die jetzt im Felde steht, gesund und kräftig, zäh und unüberwindlich. Die täglich und nächtlich den Kampf mit weißen, roten, braunen und gelben Menschen führen muß, wie die Helden Karl Mays, die als Kundschafter den Feind belauschen und sich als Strauch und Baum verkleiden, die, ob Kommerzienrat oder Tagelöhner, in Erdlöcher kriechen und den Gegner mit Dolch, Axt und Spaten bekämpfen. Wir sind es, die durch ihre Kraft und Ausdauer, durch ihr Heldentum und ihren Opfermut eine Welt in Bewunderung und Furcht zu Boden zwangen. – Auch ein Karl May streute die Saat zu diesen Früchten! –

Wenn ich bisher vorwiegend des Einflusses Karl Mays auf meine körperliche Entwicklung gedachte, so geschah es nicht, weil die geistige Entwicklung eine geringere gewesen wäre, sondern weil sie naturgemäß erst in einem späteren Zeitpunkte in Erscheinung treten konnte. Karl Mays Reiseschilderungen verdanke ich meine erste Kenntnis fremder Länder und Völker Europas, der Türkei, Persiens, Arabiens, Indiens, Amerikas, Chinas u. a. und ihrer Sitten und Gebräuche. Sie lehrten mich, andere Völker verstehen und mich für ihre Eigenart zu interessieren. Sie regten mich zur Weiterbildung an ihnen an, zu Studien und Reisen, und erweiterten so meine allgemeinen Kenntnisse der Erde und nicht zuletzt [122] meinen geistigen Horizont. Sie bewahrten so schon früh mein Urteil und meine sich bildende Weltanschauung vor Engherzigkeit und Einseitigkeit. Karl Mays Beispiel gab meinen Sprachstudien innere neue Anregung, so daß ich mich mit 19 Jahren in sieben Sprachen mehr oder weniger geläufig verständigen konnte.

Kam dies und anderes meinem allgemeinen Menschen zustatten, so habe ich ihm auch als schaffender Künstler unendlich viel Anregung und Belehrung zu danken. Von May habe ich meine Vorliebe für Symbole und Allegorien. Er lehrte mich das persönliche Erleben ins Gleichnis zu setzen, zur Umwelt und zum Ewigen. Seine spannungsgesättigte Darstellung wurde für mich zum unwillkürlichen Beispiel. Ohne es zu wissen, lernte ich alles, was ich las, nach seinem Handlungsreichtum abschätzen. Ein erlebnisreicher Inhalt, ein spannender, dramatischer Aufbau, starke Wirkungen und Erregungen, scharf gezeichnete Charaktere wurden mir auch bei anderen Büchern zum Gradmesser ihres Wertes für mich. Meine literarischen Neigungen stellten sich immer deutlicher auf Handlung, Geschehen, Steigerung ein. Das Lesen kleinmalerischer Romane war mir jahrelang eine Qual. Ich wurde durch Karl May immer ausschließlicher zum Dramatiker erzogen. Meine ersten größeren Arbeiten waren Dramen⁷. Ich war damals 22 Jahre alt.

⁷ „Odysseus“ – Schauspiel in 4 Akten. Uraufführung Mainz 1911. „Vergib uns unsere Schuld!“ Drama in 3 Akten. Aufgeführt in den meisten deutschen Städten 1911/12. Übersetzt ins Holländische, Italienische und Französische.

Lange Jahre hindurch war mein **[123]** literarisches Schaffen ausschließlich auf Drama und Lyrik gestellt. Erst ganz allmählich gewannen Roman und Novelle Macht über mich. Aber auch in ihnen siegt die straffe, dramatische Form über die behäbige, epische Schreibart. Karl May lehrte mich, „spannend“ zu schreiben, er gab mir den Blick für das Wirksame.

Ich bin weit entfernt, in dieser Beeinflussung nur Vorteile zu sehen. Wie alles Einseitige, hatte sie auch ihre Schattenseite. Sie trug von vorherein die Gefahr zur Äußerlichkeit und zum Gewaltsamen in sich. Diese Gefahr mußte durch eignes Erleben und durch Selbstzucht erst überwunden werden. Aber gerade diese Notwendigkeit zeigt am besten die Stärke der Beeinflussung durch Karl May. Er machte auf meine Jugend einen stärkeren Eindruck, als irgend ein Autor, den ich später als Erwachsener lesen und lieben lernte.

Und wie May die Richtung meines Schaffens in ihren Anfängen bestimmte, so schenkte er mir auch – wenn auch nicht als einziger – ein Lieblingsthema meiner Kunst. Der Grundgedanke in Mays Werken ist die Entwicklung des Gewaltmenschen zum Edelmenschen und die Läuterung der menschlichen Seele. Die Werke, die sich vorwiegend hiermit beschäftigen, haben sich meinem Denken und Empfinden besonders stark eingeprägt. Leider ist Karl May in seinen besten, tiefsten und wertvollsten Werken viel weniger verstanden und gelesen worden, als in seinen früheren, mehr äußerlich spannenden Arbeiten. Über zwei Millionen Exemplare seiner Bücher sind in der Welt verbreitet. Und doch erzielten Werke wie „Im Reiche des silbernen Löwen“ oder „Ardistan und Dschinnistan“ u. a. kaum mehr als eine Gefolgschaft von einigen zehntausend **[124]** Käufern. Es war, als schied sich hier die Jüngerschaft Mays in zwei Lager. Gerade vor diesen Werken, in denen er sein Eigenstes, Wertvollstes spendet, in denen er zum Seher und Propheten und vom Schriftsteller zum Dichter wird. Auch ohne die prächtigen, gehaltvollen Jamben, in denen ganze Kapitel geschrieben sind, wären diese Bücher Dichtungen, die einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur beanspruchen könnten. In diesen letzten Werken ist Karl May nicht mehr der Jugendschriftsteller von früher. Hier ist er mit seinen Schülern gewachsen und er spricht hier zu ihnen als zu Erwachsenen, denen er die Weihe geben will vor ihrem Eintritt ins Leben. Es waren wenige, die ihm bis ans Ende folgen konnten und mochten. Wenige im Vergleich zu seiner früheren Jüngerschaft. Ich schätze mich glücklich, ihm die Treue gehalten zu haben, obwohl auch ich zuerst stutzte und zögerte vor diesem neuen, ungewohnten Gerichte des Dichters. Das Lied von der menschlichen Seele und ihrer Läuterung ist für mich ein Thema geworden, das sich mir immer wieder entgegendrängt in seinen unendlichen Gestalten und Formen. Und diese Melodie tönte so stark und so frühzeitig in mir weiter, daß ich nicht annehmen kann, daß Karl Mays Werke keinen Anteil haben sollten an ihrem Entstehen, da sie in meiner Erinnerung die ersten sind, die mir davon sangen. Drei meiner eigenen Dichtungen behandeln die menschliche Seele⁸, **[125]** und das Thema gewinnt noch immer neue Formen in mir.

Mögen diese kurzen Erinnerungen genügen, um zu erklären, was Karl May mir war und noch ist. Es ist schwer, nachträglich sagen zu sollen, dies verdanke ich jenem und jenes schulde ich diesem. Es mag sein, daß ich May manches zuschreibe, was vielleicht auch ohne ihn in mir zum Leben erwacht wäre. Es ist möglich, wenn auch wenig wahrscheinlich. Jedenfalls war Karl May meiner Jugend ein Lehrer und Führer, dem ich Dank schulde als Mensch und als Künstler. Für ihn zu zeugen, gebieten mir Pflicht und Neigung, und ich wüßte keine schönere Aufgabe für einen Jugendschriftsteller, als das Lebenswerk des Verewigten fortsetzen zu dürfen in seinem Geiste und nach seinem unübertreffbaren Vorbild. Karl Mays Werke werden stets einen Ehrenplatz haben in meiner Bücherei deutscher Autoren, und wenn mein Junge einmal das Alter erreicht haben wird, wo seine Augen sich in Sehnsucht weiten nach neuem Erleben, Träumen und Begeistern, dann will ich es sein, der ihm zuerst die berauschte Zauberwelt öffnet, die mir mein verewigter Lehrmeister hinterließ in seinen unsterblichen Werken.

(Geschrieben im Felde, während der deutschen Angriffsschlacht April 1918.)

⁸ „Aeternitas.“ Die Geschichte einer Seele in „Nach Sonnenuntergang.“ Dichtungen. Preisgekrönt. 2. Auflage. Hans-Sachs-Verlag, München. „Das Schwanenlied.“ Romant. Oper in 3 Akt. (Manuskript). „Briefe an das Leben“. Vgl. Anm. 12

Auf Patrouille.

Kriegserzählung aus Frankreich.⁹

Von Dr. Reinhold Eichacker.

Nach Anbruch der Dunkelheit ist vom Infanterieregiment Nr. X durch eine Offizierspatrouille die Stellung des Feindes im Monstrewäldchen erkunden zu lassen. Es kommt darauf an, Ausbau der Stellung, Lage und Art der Hindernisse, Stärke der Besatzung und annähernde Entfernung der Reserven möglichst zweifelsfrei festzustellen. –

So lautete der Befehl. Ich übernahm die Führung der Patrouille. Der Auftrag war ebenso wichtig, wie schwer zu erfüllen. Das Monstrewäldchen war vor einigen Tagen nach erbitterten Kämpfen dem Feind in die Hände gefallen, und hatte uns seitdem recht unangenehme Stunden bereitet. Durch seine vorspringende **[127]** Lage bohrte es sich wie ein Dorn in unsere vorderste Front und flankierte einen Teil unserer Gräben durch Maschinengewehrfeuer. Das Wäldchen mußte wiedergewonnen werden um jeden Preis. – Das wußte der Feind, und er mußte sich danach eingerichtet haben. Ich war mir der Schwierigkeit meiner Aufgabe voll bewußt. Unsere Erkundung mußte uns nicht nur in das, jedenfalls stark besetzte Wäldchen, sondern noch hinter die vordersten feindlichen Gräben führen. Mein Plan war sorgfältig überdacht, jedes Hindernis im voraus erwogen. Die Nacht konnte kommen. Ich war bereit.

Um 6 Uhr abends war es schon stockdunkel. Der Himmel hing dicht bewölkt. Freund und Feind lagen scharf auf der Lauer. Vereinzelte Schüsse flackerten schläfrig von hüben und drüben, schlugen gegen die Schutzschilde, bohrten sich in die Sandsäcke oder sangen über die Köpfe weg. Schrapnells und Granaten röhren und heulten unablässig heran, schlugen krachend vorn vor die Brustwehr, rissen dem Dunkel flammende Wunden, wirbelten Steine und Schlamm zur Höhe. Deutlich hörte man drüben den Abschuß, dann kamen sie selber. Gar nicht eilig. Sie fanden ihr Ziel. So oder so. Einige sind nur gefahrlose Nieten, andere tragen unsichtbar Namen. Den Namen eines Menschen. Oder vieler. Fliegende Todesboten. Da hilft kein Flehen, kein Beten, kein Ducken. Sie holt ihn ein, ihren Namen! – Andere pfeifen und heulen drohend und tun recht furchtbar, und dann sind sie plötzlich verschwunden, fort, wie weggeblasen, und stecken irgendwo kichernd im Sande. Blindgänger, Bluffer. Wie manche Menschen. – Ich konnte zufrieden **[128]** sein. Es war eine „stille Nacht“ – für den Westen. –

Das Schwierigste war, erst einmal herauszukommen aus unserem Graben, unbemerkt. – Unermüdlich stiegen die Leuchtraketen und warfen ihren blendenden Kranz über Graben und Brustwehr. Das ganze Gelände war taghell erleuchtet, sekundenlang. Dann doppeltes Dunkel. Und wieder warf sich ein Licht in die Höhe. Sterne, die von unten kamen.

Ich wartete, bis das Tempo etwas ruhiger wurde. Vorläufig war an ein Verlassen der Deckung gar nicht zu denken. Jeder Stein, jede Kante war haarscharf beleuchtet. Leise unterrichtete ich nochmals meine Begleiter. Ein Unteroffizier und zwei Leute, die sich freiwillig gemeldet hatten. Sie verstanden und wiederholten meine Befehle. Der kleinste Fehler konnte die schlimmsten Folgen haben. Es ging um das Leben. Wir wußten es alle und fühlten das wohlige Prickeln der Gefahr in unserem Blute. Und wir warteten. –

Für den Ausstieg kam nur der rechte Teil unseres Grabens in Frage. Der linke lag im Flankenfeuer des Wäldchens. Es traf sich günstig, daß gerade vor diesem Abschnitt eine kleine Mulde lag, ein winziger Bach, der jetzt ausgetrocknet war. Die Mulde mußten wir im ersten Anlauf erreichen.

Noch immer stiegen und fielen die Leuchtkugeln, wie das Spiel eines gewandten Jongleurs, unermüdlich. Und doch schienen mir die Pausen allmählich etwas länger zu werden. Um Atemlänge. Ich verglich die Sekunden mit der Uhr. Acht Uhr war es geworden. Es wurde Zeit, zu beginnen.

[129] Ich schob meine Revolvertasche nach rückwärts, nahm den Dolch zwischen die Zähne, um beide Hände frei zu bekommen, und gab meinen Leuten das Zeichen, sich bereits zu halten. – Wir mußten alle zur gleichen Zeit über die Brustwehr, in einem einzigen Sprunge.

Zusammengeduckt, lauerten wir auf einem Trittbrett, zum Absprung bereit. Hinter jedem von uns stand ein Hilfsmann. Ganz wie beim Start auf der Rennbahn. Eben stieg wieder eine Leuchtkugel, gerade uns

⁹ Aus: Briefe an das Leben. Von Hauptmann Dr. Reinhold Eichacker. Ill. von Prof. Anton Hoffmann, München, Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

gegenüber. In zehn Sekunden etwa mußte sie erlöschen, dann war es Zeit für uns.

Langsam schwebte sie nieder zur Erde, ganz allmählich, – immer tiefer – berührte den Boden – und erlosch.

„Los!“ zischte ich heiser, und wie von Federn geschneit, schossen wir über die Brustwehr, stolperten, fielen auf die Knie, rissen uns aufwärts, warfen uns fünf, sechs Sprünge vorwärts und fielen platt auf den Bauch in den Graben. Keine Sekunde zu früh. – Eine neue Rakete piff in die Höhe und warf ihren Kegel weit über die Felder. Wir rührten uns nicht. Wie die Steine lagen wir still, mit gepreßtem, keuchendem Atem. Gott sei Dank, der erste Sprung war gelungen. Wir mußten, um uns näher ans Wäldchen zu arbeiten, im Graben etwa 200 Meter zur Seite kriechen, zwischen unseren Gräben und dem lauernden Feinde, um von rückwärts an das Wäldchen heranzukommen. Dort standen niedrige Sträucher, die das Heranschleichen erleichterten. Nur der feindliche Horchposten war uns gefährlich.

Das Licht der Raketen blendete unser Auge. Das unmittelbar folgende Dunkel war undurchdringlich. **[130]** Auf dem Bauche kriechend, rutschten wir hintereinander im Graben seitwärts, bei jedem Lichtschein zu Stein erstarrend. Endlos langsam, mühsam und anstrengend war dieses Kriechen. Nach einer Stunde hatten wir drei Viertel des Weges zurückgelegt. Dann begannen die Sträucher.

Nun galt es Vorsicht! Jeden Augenblick konnten wir auf einen feindlichen Posten stoßen, oder auf eine Patrouille. Sie würden auf der Hut sein, da drüben. Es handelte sich um Sekunden. Wer den Feind zuerst bemerkte, hatte den Vorteil. Als Waffe stand uns nur der Dolch zur Verfügung. Geräusch durfte nicht gemacht werden. Ein einziger Schrei, ein Schuß, und die Hölle wäre losgegangen, von beiden Seiten.

Mit angehaltenem Atem zog ich mich weiter, schneckenähnlich, schlangengleich. Wie in Karl Mays Indianergeschichten. Ich mußte lächeln bei dem Gedanken. Unmittelbar hinter mir folgte mein Unteroffizier Lorenz, ein blutjunger Bursche. Ihm machte die Sache einen riesigen Spaß. Von Zeit zu Zeit fühlte ich seine Hand suchend auf meinem Stiefel. So hielten wir uns in der Richtung. Die niedrigen Sträucher gaben uns willkommenen Schutz. Vor allem auch gegen das blendende Licht. Streckenweise lagen wir tief im Schatten. Die Augen gewöhnten sich langsam an das Dunkel. Unhörbar kamen wir vorwärts. Wir mußten jetzt etwa auf hundert Schritte ans Wäldchen heran sein. Da fühlte ich plötzlich ein kurzes, heftiges Ziehen an meinem Fuße. Regungslos blieb ich liegen. Lorenz schien etwas bemerkt zu haben. Ich wartete. Lautlos schob er sich neben mich, dicht **[131]** an mein Ohr: „Herr Leutnant – dort – rechts –!“ Ich nickte und bohrte die Blicke ins Dunkel. – Nichts –! Keine Bewegung – kein Laut. Vor mir ein Strauch, – dann ein Stein, – dann wieder ein Strauch, – dann – halt! – der Strauch lebte! Jetzt drehten sich langsam die Zweige nach oben, eine kleine, hellere Stelle erschien mitten im Grünen. Da saß er – der feindliche Posten – in einem Erdloch, mit Zweigen umwickelt – einem Strauch zum Verwechseln ähnlich – und horchte. –

Es galt, ihn von hinten zu fassen. Ohne ein Geräusch mußte er verschwinden. Ich mußte es selbst versuchen. – Ich wollte Lorenz benachrichtigen, und suchte nach ihm mit dem Fuße. Doch ich tastete vergebens. Nochmals suchte ich, indem ich etwas zurückkroch, und – stieß gegen einen Stein. Ein leises Knirschen ließ mich zusammenfahren und den Dolch fester fassen. Ob er es gehört hatte, da drüben? Wirklich hob er den Kopf, die Zweige drehten sich wieder nach oben, die kleine, hellere Stelle erschien, – er horchte!

– Langsam, zentimeterweise zog ich meine Knie dicht an den Leib, um für alle Fälle gerüstet zu sein. – Er lauschte noch immer – jetzt wogten die Zweige heftiger hin und her – Himmel! er mußte uns bemerkt haben –! Mit einem Satze fuhr er in die Höhe, – ein kurzes, klatschendes Geräusch klang herüber, ein ersticktes Röcheln, ein dumpfer Fall, – dann zischte die Stimme meines Lorenz gedämpft von drüben: „Herr Leutnant, er ist schon erledigt!“

Ein verteufelter Bursche, der Lorenz! War mir also richtig davongeschlichen, ohne zu fragen, auf **[132]** seine Verantwortung. Sollte ich ihn nun loben oder tadeln? Seine Unvorsichtigkeit war gefährlich, und unsere Aufgabe lag noch vor uns.

Von links nahten eilige Tritte, eine schwächliche, fremde Gestalt kam gebückt durch die Büsche. Ein zweiter Posten! Er hatte Verdacht geschöpft und hielt das Gewehr schußbereit in den Händen. Die Lage war kritisch. Er sah meinen einen Gefreiten stehen und schien ihn für seinen Kameraden zu halten. „*Qu'est ce qu'il-y-a?! Dubois -?!*“ zischte er aufgeregt. Da traf ihn das Messer des andern. Mit einem verwunderten „Ah –“ brach er zusammen. – Wir mußten uns eilen. Es konnten noch weitere Posten in den Sträuchern verteilt sein. Schneller setzten wir unseren Weg fort. Vor uns tauchten die ersten Bäume des Wäldchens auf. Wir

hielten den Atem an und lauschten. – Nichts! – Der Wind fuhr raunend durch die Bäume, die Leuchtraketen links seitwärts des Wäldchens warfen gespenstische Lichter und Schatten, müde tackerten die fernen Gewehre, ein Geschoß strich ruhig über den Wald und verschwand in der Leere. Wir hörten unsere Herzen klopfen, – sonst weithin kein Laut.

Diese Stille war gefährlich. Die feindliche Stellung mußte sich an diesem Waldrande vorbeiziehen. Meine Aufgabe war es, festzustellen, wie weit. Und wo sie zurückbog, zu den rückwärtigen Stellungen. Wo sich eine Blöße bot für unseren Angriff. Das Leben von Hunderten von Kameraden hing ab von der genauen Erkundung.

Vorsichtig schoben wir uns noch einige Schritte vorwärts. Fünf Schritte – zehn Schritte – **[133]** zwanzig – meine Hand griff in einen Draht! – Der Draht hing fest, kreuzte sich mit einem anderen und lief über einen Pfahl. – Wir lagen vor den feindlichen Hindernissen!

Drüben regte sich noch immer kein Laut. Und doch sah ich im Dämmerlicht der fernen Leuchtraketen deutlich die schwachen Linien einer Brustwehr. Ich überlegte einen Augenblick. Wir mußten versuchen, uns noch näher an den Graben heranzuschieben. Ich beschloß, meine Leute zu trennen. Lorenz und der eine Gefreite sollten hier warten und eine möglichst breite Lücke in die Draht Hindernisse schneiden. Ich wollte mich mit dem anderen Manne, einem baumstarken Menschen, an den Graben heranschleichen. Vorsichtig schob ich mich durch die Drähte. Sie waren nachlässig und offenbar in Eile gemacht. In wenigen Minuten lagen wir auf der anderen Seite. Etwa zwanzig Schritte vor uns war der feindliche Graben. Ich erkannte ihn jetzt deutlich. Wir waren vor seinem linken Ende. Alles blieb ruhig. Er schien unbesetzt zu sein. Das mußte seinen besonderen Grund haben. Auch das gänzliche Fehlen von Leuchtraketen an dieser Ecke war auffallend.

Jetzt lagen wir dicht an der Brustwehr. Es galt zu handeln. Behutsam tastete ich mich vorwärts, auf den Zehen und Fingerspitzen. Langsam, langsam schob ich mein Gesicht über die Brustwehr. Der Graben – war leer.

Ich gab Martens ein Zeichen, zu folgen, und glitt sacht hinab in den Graben. Er lief in gebrochener Linie und war an einem Ende zurückgebogen. Offenbar **[134]** war hier der linke Flügel der feindlichen Waldstellung. Daneben klaffte die Lücke.

Der Graben war sehr geschickt angelegt, und flankierte etwa angreifende feindliche Truppen. Jetzt wußte ich, warum man den Eckgraben so auffallend im Dunkel ließ und ihn nicht einmal besetzt hatte. Er sollte verborgen bleiben! Sein überraschendes Flankenfeuer mußte bei einem feindlichen Angriff verheerend wirken. Eine freudige Erregung kam über mich. Das war ja eine Entdeckung von unbezahlbarem Werte! Die Lösung meines Auftrages war dadurch mit einem Schlage gegeben. So leicht hatte ich es mir nicht vorgestellt.

Der Graben war zur sofortigen Besetzung vorbereitet. Einige wenige Gewehre lagen schußbereit auf ihren Sandsäcken. – Drei Maschinengewehre mit unberührten Munitionskästen waren in die Brustwehr eingebaut, nach drei Richtungen, die zusammen einen vollen Halbkreis bestrichen. Alle Achtung, die Kerle verstanden ihr Handwerk! Wir wären beim Angriff in eine nette Hölle geraten. In aller Ruhe hätten sie uns heranlassen können, um uns dann niederzumähen mit einem Schlage, immer von zwei sich kreuzenden Richtungen.

Fünzig Schritte vom Flügel ab war eine Schulterwehr. Hier knickte der Graben zur Hauptfront des Waldes ein, noch immer etwas zurückgebogen ins Dunkel. Vorne stiegen wieder die Leuchtraketen, eine nach der anderen, auf und nieder. Ich sah unsere Gräben, und hatte dabei ein sonderbar prickelndes Gefühl der Freude. Da drüben lagen nun meine Leute und lauerten, horchten, ob sie etwas von uns **[135]** vieren gewahrten, und wir standen gemächlich im feindlichen Graben und besichtigten ihn, wie ein Museum.

Unsere Aufgabe war fast erfüllt. Es galt nun noch festzustellen, wie lang der Graben sich hinzog und wo er in den Hauptgraben mündete. Vorsichtig bog ich um die nächste Schulterwehr und – fuhr zurück! Fuhr so heftig zurück, daß unsere Köpfe zusammenstießen. Da vor mir, – keine zehn Schritte entfernt –, stand ein Mann – ein französischer Soldat, und bewachte den Graben!

Er sprach mit einem anderen, der offenbar in einem Unterstande saß. Die Antworten klangen gedämpft, sie unterhielten sich in einem schlechten Französisch, in abgehackten, kurzen Sätzen. Ich konnte sie deutlich verstehen. Sie unterhielten sich über das Essen. Sie schimpften über die schlechte Verpflegung.

Wieder mußte ich an Karl May denken und lächeln. Genau wie er hinter seinen Indianern und Skipetaren lag ich hier und behorchte die Unterhaltung zweier Feinde. Seinetwegen war ich auf der Schule ein Jahr

sitzen geblieben und nun war er mein Lehrmeister geworden – im Weltkriege! In diesem Kriege war das Unwahrscheinliche Trumpf geworden. Sein Ausbruch war schon die erste Unwahrscheinlichkeit, und ihr folgten die anderen. Ein Leutnant mit wenigen Mann erobert ein unbeschädigtes Fort, nahm die ganze Besatzung gefangen und holte sich den *Pour le mérite*. Die wohlhabendsten, verwöhntesten Menschen krochen in die Erde und hausten monatelang, jahrelang in Höhlen. Schwache Patrouillen schlichen **[136]** sich in den Rücken des Feindes und kamen zurück mit einer Herde Gefangener, mit einem feindlichen General. Deutsche Soldaten, im Frieden Kaufleute, Gelehrte, Handwerker maskierten sich als Sträucher und Strohhaufen, bewaffneten sich mit Beil und Dolch, und kämpften mit Indern, Negern und Tieren. – Übermenschentum und Barbarismus, moderne Wunder und Räuberromantik herrschten einträchtig nebeneinander in diesem Kriege! –

Schade, daß meine „Indianer“ nur vom Essen sprachen! – Der Wachtposten nahm seinen Gang wieder auf. Ich hörte, wie seine Schritte sich entfernten. Ich zählte sie, um die Entfernung zu schätzen. Zwanzig – dreißig – vierzig – sechzig – dann stockten sie, und kamen uns wieder näher. Ich rechnete. Der Graben mußte etwa einhundertzwanzig bis einhundertfünfzig Schritte Länge haben. Das Geräusch des Gehens kam gemächlich näher. Es mußte gehandelt werden. Noch dreißig Schritte, dann mußte er um die Ecke biegen und uns bemerken. Noch zwanzig Schritte –. Er blieb einen Augenblick vor dem Unterstand stehen, und warf seinem Kameraden ein paar Worte zu, aus denen ich ersah, daß ein Telephon dort sein mußte. Dann kam er heran. Wir hatten uns dicht an die Grabenwände gepreßt. Mein Martens war für alle Fälle genau unterrichtet. Wir lauerten. – Fünf Schritte – vier Schritte – er stieß gegen einen vorstehenden Gegenstand, wahrscheinlich gegen ein liegendes Gewehr, und fluchte: - zwei Schritte – noch ein Schritt – da tauchte eine breite Gestalt aus dem Dunkel und bog um die Ecke. Martens in seiner Ungeduld machte eine vorzeitige Bewegung. **[137]** Der Mann schreckte zusammen. „*Hélas!*“ – entfuhr es ihm gedämpft. „*qui –?*“ Da legten sich zwei riesige Fäuste wie Schraubstöcke um seinen Hals und erstickten das weitere. Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Der andere, unsichtbare Franzose im Unterstand mußte das Geräusch gehört haben. Er konnte Verdacht schöpfen. Zum langsamen Schleichen fehlte die Zeit. Ich ging in gemäßigtem Schritt um die Ecke. Vielleicht hielt er mich für den Posten. Meine Vermutung bestätigte sich. Der andere saß in einem geräumigen Unterstand, der durch einen halb fortgezogenen Vorhang verhängt war. Der Franzose drehte mir den Rücken zu. Es war ein Korporal. Ein hübscher, schwarzhaariger Junge. Er saß an einem Tische, bei einer abgeblendeten Kerze und las einen Brief. In der linken Hand hielt er eine Photographie. Er hatte meine Schritte gehört, und fragte mich über die Schulter, wieviel Uhr es sei. – Da summte der Telephonwecker und rief ihn an den Apparat. Das ersparte mir die Antwort.

Der Lautsprecher ließ mich deutlich das Gesprochene verfolgen. Die Leitung schien an eine Zentrale zu führen. Man fragte, ob hier alles in Ordnung wäre, ob noch keine feindliche Patrouille bemerkt worden sei. – Der Korporal antwortete beruhigend, mit einem merkwürdig gezogenen „*oui!*“, das für seine Aussprache charakteristisch war, und die einzelnen Vokale auffallend dehnte.

Ich stand hinter ihm, in der Türe, durch den Vorhang gedeckt, und preßte den Dolch in der Rechten. Ein ungekanntes, kaltes Gefühl des Grauens bemächtigte sich meiner und ließ meine Hände zittern. **[138]** Da stand dieser junge, sympathische Mensch, und sprach, redete und lebte. Sein Herz schlug wie meines, sein Hirn arbeitete und dachte für sein Vaterland, wie das meine, seine Wünsche suchten, wie meine, das Glück. Und in wenigen Minuten, nein Sekunden, würde sein Herz stocken, sein Mund verstummen, sein Blut erstarren, seine Sehnsucht sterben. Durch mich, durch meine mordende Hand!

Wie oft hatte der Krieg mich gezwungen, Menschenleben zu vernichten. Meine Kugeln suchten tagaus, tagein den Weg zum Herzen des Feindes, und ich fragte nicht danach, wen sie trafen. In vielen Gefechten mußte ich töten, mit eigener Hand, aber ich kämpfte dann um mein Leben, Mann gegen Mann, mit gleichen Waffen. Zum ersten Male aber stand ich hier, lauernd wie ein Mörder, lauernd auf einen wehrlosen Menschen, den ich nicht haßte. Und ich mußte ihn töten, mit rohem Stoß, mit kalter Überlegung. Kein Laut durfte seinen Lippen entschlüpfen, keine Warnung. Ich mußte es tun, mußte es, der Kameraden wegen, – der Pflicht wegen! Und mir – graute! –

Wie eine Ewigkeit schien mir die Zeit, und doch konnte er nur wenige Minuten gesprochen haben. Er trat zurück vom Telephon, griff nach dem Briefe und – da sah er mich! – Unwillkürlich tastete seine Hand nach dem Revolver, der auf dem Tisch lag. Er war kreidebleich geworden, und seine Augen waren weit aufgerissen. Ich sah, wie sein Mund sich öffnete, um zu schreien, seine Blicke suchten das Telephon – da

fuhr ihm mein Stahl bis ans Heft in die Brust! Ein leises Ächzen entrang sich den Lippen, – seiner **[139]** Hand entfielen die Briefe, – dann brach er zusammen, in die Knie stürzend und sich zur Seite drehend. – Ein fliehendes Zucken – mein Feind – war tot! –

Wie einer Eingebung folgend, hob ich den Brief von der Erde. Den Brief, der seine letzten Gedanken begrüßt hatte, – und ich schauderte! Es war ein Liebesbrief, Margot, der Brief seines Weibes! Ein Brief, jubelnd von Liebe und Glück. Und sie schickte ihm ihr Bild. Das Bild einer wunderschönen, blonden Frau, mit einem lachenden Kind auf dem Arme.

Da brach etwas in mir zusammen. Ich sah nur das Leben, das ich zerstört hatte. Ich warf mich auf die Knie neben den Toten. Flehte zu Gott um sein Leben und bat ihn, das meine zu nehmen. Meine Seele bäumte sich auf, vor Verzweiflung! Margot, warum müssen wir morden?! – Menschen, die wir nicht hassen!

Da schreckte mich das rasselnde Wecken des Telephons, und brachte mich zur Besinnung. Ich wiederholte den Anruf, wie ich ihn noch eben von dem Toten gehört hatte. Es war ein kurzer, inhaltsreicher Befehl, der mich zusammenzucken ließ. In zwei Stunden werde die Sturmbesatzung eintreffen. Ich sollte eine abgeblendete Laterne aufstellen, im Rücken des Grabens, als Wegrichtung für die Leute. Ob ich alles richtig verstanden habe? Um sechs Uhr früh werde der Angriff erfolgen. Ohne Artillerievorbereitung, durch Überrumpelung. Ich antwortete nur mit „oui“, indem ich die Vokale dehnte und zog, wie ich es von dem Toten gehört hatte. Dann rief ich Martens. Es galt keine Minute zu verlieren. Das Vernommene **[140]** war von höchster Wichtigkeit. Ich mußte die Meinen benachrichtigen. So schnell wie möglich.

Die anderen Gräben schienen schon besetzt zu sein. Im Walde herrschte schon ein sonderbares Leben. Dunkle Gestalten kamen von rückwärts und verschwanden nach dem rechten Flügel zwischen den Bäumen. Was sollte ich tun? Ich durfte das Telephon nicht verlassen. Martens lief zurück durch den Graben und holte Lorenz und meinen anderen Gefreiten. Ich benutzte die Zeit, um in fliegender Eile meine Meldung zu schreiben. Nach langem, qualvollem Warten hörte ich meine Leute kommen. Ich erklärte ihnen die Lage. Die beiden Gefreiten mußten bei mir bleiben, zur Bedienung der Maschinengewehre. Lorenz mußte die Meldung zurückbingen. So schnell, wie möglich. Ohne Rücksicht auf Deckung und Gefahr.

Lorenz strahlte! Das war endlich mal etwas für ihn! Eilig nahm er die Meldung, dann war er schon draußen und verschwand in dem Dunkel. Bis in die Büsche hatte er Deckung, dann mußte er über das flache Feld, mitten im Licht der vielen Raketen, auf kürzestem Wege.

Mit klopfendem Herzen starrte ich scharf in das Dunkel. Jetzt mußte er bei dem toten Posten angekommen sein. – Dann kamen die drei zusammenstehenden Büsche, und dann endete die Deckung. Unablässig spielten drüben die Leuchtraketen. – Noch nichts zu sehen! Sollte etwa noch ein dritter Posten in den Büschen versteckt gewesen sein, den wir nicht bemerkt hatten? Dann war Lorenz so gut wie verloren. Und wir dazu. Sollte – ? Da sah ich eine Bewegung, drüben am Rande des Gestrüppes. **[141]** Aha – er war mehr nach rechts gelaufen, auf der geradesten Linie. Er hatte Glück. Eben erlosch eine Leuchtrakete. Sekundenlang Dunkel. Dann blendete es von neuem. Tageshell. Und gleich dahinter ein Schuß. Ganz aus unserer Nähe. Vorne rechts aus den Büschen. Also doch noch ein dritter Posten! Man hatte Lorenz bemerkt. Ein ganzer Strauß von Raketen schoß plötzlich empor in die Nacht. Das Feld lag in gleißender Weiße, mit tiefen, kantigen Schatten. Und mitten in dem Lichtkegel rannte ein Mensch, rannte um sein Leben, um das Leben seiner Kameraden, rannte, ohne sich umzusehen, während die einschlagenden Geschosse den Boden um ihn aufspritzen ließen, rannte –. Da, Hölle und Teufel! – er stürzte – er fiel – überschlug sich – ganz dicht vor dem Graben – er war nur verwundet – er riß sich zusammen – er kroch auf den vieren – wie eine Katze – jetzt war er hinüber – er verschwand bei den Unseren! – Ich atmete auf, sie waren gerettet!

Wütend klingelte das Telephon. Was hier los gewesen sei? Wie das gekommen sei? Was für ein Mann da gelaufen wäre? – Ich antwortete auf französisch und bemühte mich, die Stimme des Toten zu treffen. Es sei nichts von Bedeutung. Offenbar eine mißglückte Erkundung. Unser Posten habe sofort geschossen.

Mein unbekannter Telephonpartner beruhigte sich hörbar. Er schärfte uns größte Wachsamkeit ein. Es seien Kanailen, die *B o c h e s*!

Eine Hand berührte meinen Arm. Ich fuhr herum. Es war Martens. Am Ende des Grabens **[142]** sei noch ein Unterstand. Mit sechs bis acht Leuten. Ich zuckte zusammen. Martens grinste. Er habe den Ausgang schon verrammelt. Er wolle es nur melden. Ich mußte lachen. Das erledigte er allein, wie etwas Selbstverständliches. Acht feindliche Männer. Ein einzelner hätte genügt, uns zu verraten. Ich lief an das

Ende des Grabens. Richtig, da war noch ein Unterstand, anscheinend der Wachraum, durch eine Holztüre verschlossen. Martens hatte einige Bretter und Balken dagegen gestellt. Wir waren gesichert. Oben in der Türe war ein kleines Fenster geschnitten, ohne Scheibe. Ich blickte hindurch und sah mehrere Körper, in Decken gewickelt. Sie schliefen und schnarchten. Waffen sah ich keine. Ihre Gewehre lagen wohl vorn auf der Brustwehr. Ich drückte Martens die Hand.

Zu dreien schlepten wir zwei der Maschinengewehre und die ganze Munition auf den inneren Flügel des Grabens. Er war als selbständiger Stützpunkt gebaut und stand nicht in Verbindung mit der vorderen, feindlichen Stellung. Wir richteten die Maschinengewehre nach rückwärts. Sie bestrichen jetzt die feindliche Stellung und den Monstrewald.

Wir waren kaum mit der Arbeit fertig, da rasselte wieder das Telephon. Wo denn, zum Teufel, die befohlene Laterne sei?! Die Besatzungsmannschaften seien schon unterwegs. Der Sturm werde eine Stunde früher stattfinden. Wegen der feindlichen Patrouille von eben. Die verd... Boches schienen Unheil zu sinnen. Die Laterne sollte augenblicklich ausgestellt werden! Ich antwortete das „*Ouf*“ des Toten. Ein belebendes Gefühl der Entschlossenheit, der Freude [143] an meinem Abenteuer durchflutete mich. Jetzt blieb uns keine Wahl. Wir mußten den Graben verteidigen. Zu dreien. Um jeden Preis. – Meine Leute freuten sich, wie die Kinder. Das war eine Patrouille, potz Donnerwetter! – das machte noch Spaß! –

Wir lagen an unseren Maschinengewehren und warteten. Die Laterne war ausgestellt. Auch das dritte Gewehr wurde rückwärts gerichtet. Sie konnten kommen. Aber – sie kamen nicht.

Fünf Minuten vergingen, zehn Minuten, eine Viertelstunde. Da tauchten dunkle Schatten auf, vornübergebückt, im Gänsemarsch – .

„Aufpassen!“ zischte ich, – aber die Schatten verschwanden vorne im Graben. Es war schon halb fünf Uhr, und noch immer war nichts vor uns zu sehen. Lange, endlose Reihen kamen und verschwanden in anderer Richtung. Aber dort trennte sich jetzt ein Haufen von den anderen, mehr, immer mehr. Eine ganze Kompagnie. In Richtung auf unsere Laterne. Sie kamen – !

Die Hände an den Griffen lauerten wir, mit ruhigen Blicken. Es war mir, als solle ich durch einen Klingeldruck die Hölle entfesseln. In meiner Kehle stopfte mir etwas die Luft. Ich mußte zweimal die Lippen öffnen.

„Los!“ rief ich. – Ein Schreien und Brüllen, ein Rattern und Knattern zerschlug Dunkel und Stille. Mitten hinein in den ahnungslosen, maschierenden Haufen prasselten die Geschosse, rissen ihn auseinander, in flatternde Fetzen, wälzten die Leiber zu stöhnenden Hügeln und jagten die Schatten in tollem Entsetzen.

[144] Das Telephon rasselte wütend, bellend. – Teufel und Hölle, was hier wieder los sei! Wer denn hier schösse! –

„Ein Gruß von den Boches!“ schrie ich zurück. Zwei Regimenter lägen hier drüben im Graben. Ein Fluch unterbrach mich. Dann heulte von draußen ein Sturm des Hasses, ein rasendes, donnerndes, kreischendes Heulen, ein einziger Wutschrei! – Plötzlich war unser Graben mit zahllosen Leuchtkugeln wie übergossen. Handgranaten explodierten krachend vor uns, ohne uns zu erreichen. Rote, weiße, grüne Leuchtkugeln jagten Signale ins Dunkle. Ein herrliches Feuerwerk zu unseren Ehren. Die famose französische Wache im hinteren Unterstand war von dem Heidenlärm auch endlich aufgewacht. Sie versuchten, die Türe einzutreten und die Barrikade zu sprengen. Ich winkte ihnen lächelnd mit einer Handgranate. Da gaben sie sich zufrieden.

Und dann brachen sie drüben los. Aus dem Nachbargaben, in dichten Scharen, brüllend und schreiend, – und schmetterten reihenweise zu Boden! Ich war an das dritte Gewehr gesprungen und peitschte die Stürmenden knatternd zur Erde, peitschte sie nieder. Und dann kam das Herrliche, Unwiderstehliche! Ein brausendes Hurra schnitt durch das Toben, ließ das Herz jubeln vor Freude, ließ das Blut gefrieren vor Entsetzen. – Die Meinen stürmten!

Ein grauer Schauer fuhr in die Feinde. Unsere Maschinengewehre prasselten ihr Eisen und Blei in Flanke und Rücken, ohne Pause, unermüdlich, grauenhaft mähend.

[145] Und drüben kamen sie, wie eine Woge, eine leuchtende, glitzernde, rollende Woge, alles zerschmetternd, alles zermalmend, die blitzenden Bajonette in nervigen Fäusten, das Jauchzen des Sieges auf Augen und Lippen. Der Anblick trieb mir die Tränen ins Auge. Die Tränen des Stolzes. Ich war ja ein Deutscher! Ein Deutscher, wie sie! –

Es gab keinen Halt mehr. Die feindlichen Gräben spieen die Flüchtenden bündelweise, haufenweise nach

rückwärts. Mit dem Kolben kämpften sie um den Ausgang, rannten sich selber gegen die Bäume, warfen die Waffen und Helme von sich, liefen, stürzten, rannten, fielen. Wie die Gehetzten, irrsinnig, tobend, kreischend, sinnlos vor Furcht und Grauen. Und die Panik brauste hindurch durch die Bäume und jagte sie weiter, ohne zu rasten, weiter bis in ihre Gräben, weit hinter der Höhe. Das vielumkämpfte Wäldchen – war unser!

Der Korpsbefehl des nächsten Tages verlieh vier Eiserne Kreuze – Erster!

An den toten Karl May.

Wie stürmt der Lenz! Doch unter Blumen still
Schläfst du und lachst ob all der Lebensschauer.
Ich will nicht stören, nein, teilnehmen will
Ich nur von fern an deiner Freunde Trauer.

Du tat'st mir weh, tat'st mir oft Unrecht gar;
Ich kann verzeih'n, vergessen sei's auf immer!
Dein Scharfblick war dies einz'ge Mal nicht klar:
Mein wahres Ich erkanntest du wohl nimmer.

Stets rein aus Pflicht war ich dein Widersach
– Denn krankhaft falsch war all dein Prozessieren –,
Doch schlug mein Herz dir heimlich hundertfach:
Auf Wiedersehn in himmlischen Revieren!

(Karfreitag 1912.)

Oskar Gerlach.

[[147]]

Die Münchmeyer-Romane.

Von Dr. E. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags.

©

[[165]]

Ein Schlußstrich.

Abschließende Betrachtung zum Streit um Karl Mays Münchmeyer-Romane.
Von Dr. Rudolf Beissel.

©

Die Fanna.

Es treibt die Fanna¹⁰ heimatlos
Auf der bewegten Flut,
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Talha Schatten ruht.

Er breitete die Netze aus
Im klaren Mondenschein,
Sang in die stille Nacht hinaus
Und träumte sich allein.

Da rauscht es aus den Fluten auf,
So geistergleich und schön;
Er hielt den Kahn in seinem Lauf
Und ward nicht mehr geseh'n.

Nun treibt die Fanna heimatlos
Auf der bewegten Flut,
Wenn auf dem See gigantisch groß
Der Talha Schatten ruht.

(1887)
Aus „Der Weg zum Glück“.

Karl May.

¹⁰ Eine Wasserpflanze, die nicht im Boden wurzelt, daher ihren Standort immerwährend ändert; besonders häufig im Tsadsee. Vgl. Karl May, „Im Lande des Mahdi“ Bd. II. S. 372.

Unsere koloniale Zukunft und die Reiseromantik.

Von Dr. H. Dimmler.

Die schöpferische Kraft des deutschen Volkes hat in der Verteidigung der engen Heimat sich in einer Weise geoffenbart, die den Gedanken nahelegt, ihr neue Wege fruchtbarer positiver Arbeit zu öffnen. Die Rohmaterialien sind aufgebraucht, die Maschinen abgenützt, die Vorratskammern geleert, aber die Kraft zu arbeiten und zu schaffen ist ins zehnfache gewachsen. Dieser Kraftzuwachs ist der einzige Aktivposten in unserer Kriegsbilanz. Die Luft ist geschwängert mit wirtschaftlichen Projekten und Problemen, an die der Mutigste vor Kriegsausbruch, da wir noch im Überfluß schwelgten, nicht zu denken wagte. Wo man früher zaghaft mit Millionen rechnete, spricht man heute unbedenklich von Milliarden, heute, da die Kassen geleert sind. Wir haben eben die Erfahrung gemacht, daß nichts unmöglich ist, wenn nur der Wille zur Tat besteht. Nur ganz und gar „unmögliche“ Waffentaten konnten uns aus der Umklammerung unserer Feinde erretten **[197]** und nur ganz und „unmögliche“ wirtschaftliche Neuschöpfungen können uns den früheren Reichtum und noch etwas dazu wieder schenken.

Ein gut Teil dieser Neuschöpfungen liegt auf dem Gebiet der Kolonisation. Wir brauchen Raum, fruchtbare Erde, und da die Welt groß und weit ist, so ist nicht einzusehen, warum wir in der Enge unserer bescheidenen Grenzen uns die Ellbogen wundreiben sollen. Mögen die in ihrer bedächtigen Selbstbescheidung alt Gewordenen ungern an diesen Gedanken herantreten, dem unser neuer Erbfeind seine Stärke verdankt; die Jungen, dessen bin ich gewiß, werden mit Begeisterung ihr Bündel schnüren und neue Daseinsmöglichkeiten suchen. Sie haben es satt, jahrelang auf Anstellung, Beförderung und Arbeitsgelegenheit zu warten.

Man weise ihnen die Wege! Das ist das große Problem, das wir in den nächsten Jahrzehnten zu lösen haben. Wir haben allzulange gezögert – das sieht jetzt wohl jeder deutlich ein. Nun gilt es, rasch und kühn auszuschreiten, wenn wir noch etwas von dem, was andere übrig gelassen haben, erhaschen wollen.

Man rühmt uns Deutschen ein besonderes Organisationstalent nach. Wenn diese Meinung richtig ist, so muß dieses Talent in der Kolonisation seine Triumphe feiern. Denn Kolonisation ist nichts anderes als Organisation. Kolonisieren heißt, in wenige Jahre auf fremder Erde das aufbauen, was in der Heimat im Laufe von Jahrhunderten langsam herangewachsen ist. Tausende von Menschen, die sich seit gestern kennen, sollen in kurzen Wochen zu einem **[198]** Wirtschafts- und Staategebilde zusammenwachsen, das ebenso kunstvoll und ebenso solide ist, wie das alte, aus dem sie als Ableger ausgeschieden sind. Dazu gehört neben den unstreitig vorhandenen technischen Kenntnissen und Fertigkeiten ein starker Geist von Kameradschaftlichkeit, eine gegenseitige Anpassungsfähigkeit, ein Gefühl von Zusammengehörigkeit, wie es aus den Tiefen des von den Fremden so oft verspotteten deutschen Gemüts hervorquillt. Ordnung, Disziplin, Recht und Sitte kennzeichnen die deutsche Staatenbildung. Wenn die Jugend, die hinauszieht, diese Eigenschaften mit sich hinausnimmt in die neue Heimat, so wird sie Wunder wirken, die unsern Feinden unzugänglich sind.

Aus diesen Eigenschaften, nicht aus den Rohmaterialien und dem Boden, fließt der beglückende Reichtum. Der Mensch wird dadurch reich, daß er sich eng zum Menschen gesellt und in jenem fein verzweigten Netz von Geben und Nehmen, das durch die Arbeitsleistung bedingt ist, den Wert der Rohstoffe ver Hundertfacht. Der einsame Pflanzer, der über ein fruchtbares Gebiet im Gesamtbestand von zehn Rittergütern verfügt, ist solange ein armer Mann, als die Nachbarn fehlen, die mit ihren differenzierten Fertigkeiten ihm alle diejenigen Kulturgenüsse im wechselseitigen Austausch bieten, an die er in der Heimat sich gewöhnt hat. Könnte er die Fabriken, die Kaufhäuser, die Schulen, die Museen, die Theater mit sich hinaus ins fremde Land nehmen, so besäße das Gut, das er für sich abgrenzt, denselben Wert, den es in der Heimat hätte: er wäre an dem Tage, an dem er sein neues Heim aufrichtet, ein wohlhabender **[199]** Mann, ein seßhafter Bürger, der Stammvater eines neuen Geschlechts. So aber bleibt er ein Abenteurer, der sich unter schweren Opfern einen Besitz zusammenrafft, den er erst bei seiner Rückkehr in die Heimat in Geld umsetzen kann. Es ist nicht jedermanns Sache, diese Opfer zu bringen, nicht jeder hat den Mut, an eine von so vielen Zufälligkeiten bedachte, langfristige Ernte zu glauben. Ein neues Deutschland, ein Zuwachs zu dem alten, kann aus solchen Elementen nicht hervorgehen.

An die Stelle der sporadischen Zufallswanderung muß die organisierte Massenauswanderung treten. Nur auf den Schultern von tausenden verschieden garteter Wirtschaften, welche die wirtschaftliche und gesellschaftliche Organisation der Heimat mitnehmen, wandert die Heimat mit auf die herrenlosen fruchtbaren Gefilde Zentralafrikas. Eine solche Organisation junger Männer theoretisch zu errechnen, zusammenzuführen und zu überpflanzen, ist das Kunststück, das wir unseren neidischen Feinden vormachen müssen. Wir brauchen dazu das Äußerste an staatenbildender, technischer und sittlicher Kraft, das wir aufwenden können. Denn es ist ein wahrhaftiges Wunder, eine Tat, die dem Boden, den wir besiedeln, in dem Augenblick der Besiedelung einen ähnlichen Wert verleiht, wie ihn der Heimatboden besitzt. Tausende strebsamer junger Arbeitskräfte und Talente gewinnen an diesem einen Tage die Daseinsmöglichkeit, die ihnen in der Heimat durch die Überzahl der Bewerber und die Enge des Raumes versperrt ist. Landarbeiter, Handwerker, Ärzte, Beamte, Lehrer, Künstler nehmen ohne weiteres Besitz von einer Stellung, die sie **[200]** in der Heimat in schwerem Wettbewerb erobern müßten.

Es ist kaum glaublich, aber wahr: die Organisation schafft dieses Wunder; in ihr liegt der Reichtum des Kulturmenschen. Dieser Reichtum ist denen zugänglich, die den nötigen Organisationsgeist aufbringen.

Sollen wir nicht einmal einen Versuch machen? Unternehmungslustige junge Männer, die mit den Aussichten in der Heimat nicht zufrieden sind, und es langweilig finden, hart ausgetretene Pfade zu wandeln, um nichts zu erreichen, schließen sich zu Ortsgruppen und Verbänden zusammen, registrieren ihre Fertigkeiten, Kräfte und Wünsche und treten mit der Bitte an die Regierung heran, ihnen in irgend einem günstigen Winkel der Erde neue Daseinsbedingungen zu schaffen. Die Regierung läßt einen Kolonisationsplan ausarbeiten mit allen erforderlichen politischen und gesundheitlichen Sicherungen, formiert unter Zuhilfenahme der militärischen Disziplin aus den Antragstellern eine regelrechte Arbeitsarmee, rüstet diese aus und führt sie gruppenweise an ihren Bestimmungsort. Dort legt man statt der Schützengräben Ackerland an, baut Häuser statt der Unterstände, schafft Fabriken, Schulen, Theater usw.: alles genau wie im Felde, nur umgekehrt: daß man das aufbaut, was man dort zerstört: daß jeder die ihm gewohnte Berufsarbeit verrichtet. Ist der ganze Wirtschaftsbetrieb im Gange, so überläßt man die einzelnen Objekte gegen Abzahlung an die Teilnehmer und tilgt aus dem Ertrag das aufgewandte Kapital. Die beginnende Ausfuhr führt der Heimat die Schätze **[201]** wieder zu, die ihr entzogen worden sind, und noch mehr dazu.

Eine solche Kolonie wäre ein lebensfähiges Glied an dem deutschen Staatsorganismus, denn sie wäre organisch mit ihm verbunden. Es bestände keine Gefahr der Entfremdung und Absplitterung. Die Kolonie wäre imstande, sich aus eigener Kraft militärisch zu behaupten. Nur der Staat als solcher kann – und zwar nur mit Aufbietung seiner ganzen Kraft – ein Gebilde in die Welt setzen, das ihm gleich ist und ihm angehört und zuwächst. Das ist das Gesetz der Zeugung. Scheut man diesen allerdings etwas schwierigen Kraftaufwand, so ist diese Zeugung unmöglich, und die überschüssige Volkskraft verliert sich im Völkergemisch. Unsere amerikanischen Stammesbrüder, deren Großeltern noch mit uns an einem Tische saßen und jetzt übers Meer herüber kommen, um uns zu vernichten, bringen uns diese geschichtliche Tatsache mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit zum Bewußtsein. Und doch vollzog sich der Aufbau der amerikanischen Kolonien unter ganz besonders günstigen Umständen. Das fremde Land war verhältnismäßig nahe, dem Heimatsland in Bezug auf Klima und Bodenverhältnisse verwandt, in hohem Grade dankbar. Die politischen Verhältnisse führten eine große Zahl bedeutender, organisatorisch begabter Männer der Kolonie zu. Dies hatte eine kompakte deutsche Völkerwanderung zur Folge, deren Geschlossenheit zu der Hoffnung berechtigte, daß dieser Ableger dem deutschen Volksstamm erhalten bliebe. Die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Das Übergewicht der angelsächsischen Rasse und mehr noch **[202]** die Überlegenheit ihrer kolonialisatorischen Organisation droht den deutschen Volksteil zu verschlingen.

Mit welchen Hoffnungen sollen wir an den Aufbau einer afrikanischen Kolonie herantreten? Der Weg ist weit, Klima und Boden fremd; unzählige Bedenken müssen jedem wach werden, der den Gedanken erwägt, ein Auswandererschiff zu besteigen. Der einzelne vermag nicht gegen diese Bedenken anzukämpfen. Nur im Schutze der geschlossenen, staatlich organisierten Truppe wird er sich geborgen fühlen. Nur wenn er weiß, daß er von allen Seiten gestützt, ergänzt und beschützt wird, kann er den Mut fassen, deutsches Leben unter fremder Sonne zu bewahren. Nur im volltönigen Marschgesang wird er die Grenzen überschreiten.

Es ist eine romantische Idee, solche Auswanderungsvereine zu bilden. Allein: man versuche es und man

wird finden, daß dieser romantische Geist in überschwenglicher Fülle vorhanden ist und daß er gewaltsam nach einer Betätigung strebt. Er ist in der Karl May-Bewegung verkörpert. Die Millionenaufgaben der Reiseerzählungen Karl Mays legen Zeugnis davon ab, daß in Millionen deutscher Jünglinge und Männer die Sehnsucht lebt, auf fremder Erde im Kampf mit den Kräften der Natur die eigene Kraft zu erproben. Es ist ja etwas sehr Schönes um Zivilisation und Kultur. Allein sie lastet in ihrer fertig bequemen Form auch drückend auf dem selbstbewußten, nach freier Entfaltung drängenden jugendlichen Gemüt. Es muß wohl so sein, wenn anders das Menschengeschlecht wachsen soll. Die Natur trägt mit diesem romantischen Zug der Notwendigkeit Rechnung, die **[203]** Menschheit über die Erde auszubreiten. Sie lockt den Jüngling vom Elternhaus hinweg, weil dort kein Platz mehr für ihn ist. Sie legt in seine Seele die Sehnsucht nach neuen Bergen und Tälern, die er nach seinem Willen gestaltet, nach Mühen und Gefahren, die in ihm die eigene Kraft wecken, weil sie weiterbauen will und keinen Stillstand verträgt.

Wir sehen aus dieser Zwecksetzung auch, wie naturgemäß und gesund die Karl Maysche Reiseromantik ist, wenn sie nur in die richtigen Bahnen gelenkt wird. Es ist gar nicht so schlimm, wenn der Junge über einem solchen Reiseroman seine Schulaufgabe einmal vergißt. Er hat noch andere Aufgaben in seinem Leben zu lösen! Eine richtige Pädagogik wird es verstehen, den naturhaften Trieb, anstatt ihn zu unterdrücken, in der richtigen Weise auszubilden. Diese Ausbildung liegt in der Richtung vernünftiger gedeihlicher Zwecksetzung. Die Romantik muß den Weg zur Wirklichkeit finden. Erst dann wird sie fruchtbar und daseinsberechtigt.

Diese Forderung darf die jetzt neu einsetzende Karl-May-Bewegung nicht übersehen. Sie muß aus den romantischen Träumereien einer Romanlektüre den fruchtbaren Wirklichkeitskern herauschälen. In Karl May selbst war dieser Kern lebendig. Er war eine naturwissenschaftliche Kapazität mit einem unternehmungslustigen, kraftvollen Tatendrang. Er stellte sein Erzählungstalent bewußt in den Dienst dieser Kernnatur. Er wäre der berufene Führer einer seelisch, nicht nur politisch durchlebten Kolonialbewegung gewesen, und es läge nahe, wenn seine Schüler und Verehrer die große Idee einer technisch **[204]** gut organisierten, aber auch seelisch wohl gegründeten Massenkolonisation aufgreifen und mit seinem Namen verbinden würden. Ein Karl-May-Bund zur Mehrung der deutschen Volkskraft: das wäre ein würdiger Schlußstein auf das Lebenswerk des unstreitig bedeutenden Mannes.

Wir übersehen in unserem technisch so weit vorgeschrittenen Zeitalter nur gar zu sehr, daß alle Technik ohne entsprechende seelische Weiterbildung den Menschen nur zum Verderben führt. Der Weltkrieg hat es bewiesen. Wir rechnen nur mit Schiffen, Warenballen, Maschinen, Schienensträngen und müssen es erleben, daß infolge mangelnder seelischer Beziehungen die Maschine wider die Maschine streitet und alle Posten sich im Vernichtungskampf aufheben. Karl May spricht in seinen Romanen trotz Henrystützen und Bärenstöter sehr viel von der Seele: und er hat recht. Er kann uns Wegweiser sein, unsere Politik, zunächst die Kolonialpolitik, seelisch zu vertiefen und Körper und Geist einträchtig zu vermählen.

Für eine ausgedehnte Fernkolonisation haben wir in den nächsten Jahren wohl wenig Zeit und Geld. Aber die vorbereitende seelische Organisation können wir schaffen, ohne die jede derartige Kolonisation ein toter Körper ohne Seele ist, unfähig zu leben, zu wachsen und Früchte zu bringen.

Omar - Hassan.

Von Klara May.

Die Leser von „Friede auf Erden“ erinnern sich an Sejjid Omar, der in den Straßen von Kairo Karl May auffiel und später sein treuer Diener wurde. Wie ich selber seine Bekanntschaft machte, das werde ich hier kurz berichten.

Lang war die Trennung gewesen, die Karl May uns fernhielt¹¹ und wir harreten auf den Augenblick, der ihn uns wiedergeben sollte. Endlich war jener Augenblick gekommen, und es ist wohl begreiflich, daß wir nur Karl May sahen und erst viel später merkten, daß noch ein bronzefarbener Gesell im langen Kaftan zu uns gehörte. Rechenschaft kann ich mir heute darüber nicht mehr geben, wann Omar, dessen Name eigentlich Hassan ist¹², Gegenstand meiner näheren Beachtung wurde. Ich weiß nur, daß Karl May sagte, sein Diener hätte vor Entsetzen die Sprache verloren, als er uns „unverschleiert“ gesehen hätte [206] und die schöne Rede, die er dem „Harem“ seines Herrn halten wollen, sei ins Innerste seiner Brust versunken und sein scharfsinniges Gehirn vermöchte sie nicht mehr heraufzuholen. So muß es jedenfalls auch gewesen sein, denn Omar-Hassan oder Hassan-Omar brachte keinen Laut über die Lippen, als seine Person in den Vordergrund gerückt wurde.

Erst nach und nach wich der Bann, und auch mir war es vergönnt, seine Beachtung zu finden, die zuletzt sogar in einem Brief endete, den er mir lange nach unserer Heimkehr durch einen Straßenschreiber in Kairo anfertigen ließ und der also beginnt:

„Liebe Klara, wie geht es dir?“

Würde ein Deutscher, überhaupt ein europäischer Diener sich eine solche Anrede gestatten, so würde man nicht so herzlich lachen, wie wir es taten. Er erkundigte sich in dem Schreiben auch nach dem Ergehen von „unse Herr“. „Unse Herr“ war nämlich Karl May. Omar, der braune Edelstein, verlangte von jedem Menschen, der ihm im Hotel begegnete, daß er wissen müsse, daß mit „unse Herr“ Karl May gemeint war. Lustige und manchmal auch weniger heitere Szenen hatte dieses Auftreten des braunen Burschen zur Folge. Er war ein Sprachgenie; er radebrechte etwas Englisch und auch einige deutsche Brocken waren sein Eigen, zu diesen gehört das Bedeutsame „unse Herr“. Man konnte sich ihm verständlich machen, ohne dabei viel von seiner Muttersprache, dem Arabischen, in Anwendung bringen zu müssen. Das war für mich gut, denn das Arabisch stellte sich mir als ein feindliches Ungeheuer entgegen und jedenfalls wäre eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gegangen, als daß ich [207] eine Professur für Arabisch erlangt hätte. Mit vieler Mühe brachte mir Karl May einige Sätze bei, die mir aber meist entfallen waren, wenn ich sie am nötigsten hatte. Doch mit Omar-Hassan ging die Sache; aus einem internationalen Sprachgemisch wurde ein Verständigungsbrei fertig, der uns in all den Monaten des Beisammenseins gute Dienste leistete. Der gute Mensch hing zuletzt so sehr an uns, daß er seine Familie verlassen und mit uns nach Europa gehen wollte. Der Abschied in Beirut war schwer, er kam noch einmal auf den russischen Dampfer, der uns nach Griechenland bringen sollte und bat, mitgenommen zu werden. Seine Frau, die ich im Bilde mit seinen übrigen Angehörigen festgehalten habe, übte offenbar gar keine Anziehungskraft auf ihn aus. Omar hatte auf den Reisen mit Karl May doch mehr kennen und schätzen gelernt, als vielleicht für seine Verhältnisse gut war. Ich hatte sein Haus und die Seinen gesehen und konnte ihm nachfühlen, daß das Wiederhineinpassen in die Enge für ihn keine leichte Sache gewesen sein wird.

Für uns Europäer hat das orientalische Haus manches Sonderbare, und die wunderlichsten Geschmacksverirrungen begegnen uns da. Bei unserem Hassan war das schönste Prunkstück im Raum



Omar der Diener Karl Mays.

¹¹ Vgl. Bd. „Ich“ S. 482 f. und 545 f.

¹² Vgl. Bd. „Ich“ S. 553.

eine Steingut-Tunkenschüssel wegen ihrer jenen Menschen sonderbar erscheinenden Form; man hatte natürlich keine Ahnung, wie und wozu dieser Gegenstand bei uns Verwendung findet. Aber auch in den Häusern der Reichen und sogar an geweihten Orten finden sich absurde Dinge; so sah ich in einem mit orientalischer Pracht ausgestatteten Hause in Damaskus böhmische [208] Spiegelglaswaren, in Gräbern Milchglaslampen, wie man sie für zehn Pfennig in Vogelwiesenbuden gewinnen kann.

Verzerrt, in greller Form und Farbe zieht das Europäische ins orientalische Leben ein. Unseres Hassan Frau hatte darauf bestanden in europäischer Kleidung vor mir zu erscheinen und selbst die Prügel ihres „Gebieters“ vermochten nicht, sie in die ihr passenden Hüllen zurückzuzwingen; sie kam sich sicherlich ebenso schön vor, wie sie mir häßlich erschien in dem Aufzug. Denn sie hatte keine Ahnung, daß solchen Plunder, wie ihn die Industrie als Blendwerk schafft, bei uns nicht die ärmste Arbeiterfrau tragen würde. – Grellfarbener Kattun mit großen bunten Blumen und darauf plumpe, weitmaschige, vogtländische Gardinenspitze, mit zitronengelben oder grasgrünen Schleifen; abscheuliche Zusammenstellungen, daß die Augen schmerzten, und durchaus unkleidsam. Die Bronzehaut verträgt keine jubilierenden Farben. Instinktiv fühlte das bisher der Orient, deshalb hat er besonders in seinen alten Teppichen und Fayencen so wundervolle Farbentöne, die keine Gemeinschaft haben mit den modernen Erzeugnissen unserer Anilinfabrikation.

Hassan blieb trotz seiner Frau, was er war, Orientale; nie hat er den Versuche gemacht, sich umzugestalten. Er war sich treu und würde auch seiner Heimat treu geblieben sein, hätten wir ihn mit hierher genommen, denn für ihn gab es nur eine schöne Stadt auf der Welt und die hieß Kairo. Aber unsere Regentage, unser Winter, unser grauer Himmel, hätten ihn getötet. So lebt er jedenfalls noch heute in seiner sonnendurchglühten Heimat, zwar nun als [209] alter Mann, obgleich er auch heute noch sagen wird, er sei vierzehn Jahre alt. Bei ihm waren alle vierzehn Jahre, er selber, sein Vater, seine Frau und seine kleinen Neffen. Er hatte als echter Sohn seiner Heimat kein Zeitmaß, dort ist immer Sommer und der Orientale sagt nicht wie der Indianer „Ich sah so und so oft die Erde im weißen Kleide“. Ägypten kennt kein „weißes“ Kleid, vom Schnee gewoben; höchstens das glühendheiße, graue Sandgewand der Wüste, das wie ein Riesenmantel das herrliche Kairo umgibt und es manchmal in einen rötlich grauen Schleider hüllt, Samum.

Wir können im Erinnern an all das Schöne und Erhabene jenes Landes zurückdenken, ohne vor Sehnsucht danach zu sterben, doch nicht so der dort Geborene: seine Seele bleibt dort und zieht ihn zurück und sei es im Tode.



Straße in Damaskus mit Omar, dem Diener Karl Mays.

Bei den Aussätzigen.

Reiseerzählung aus Syrien.

Von Karl May.

Es war in Damaskus. Am Weihnachtsheiligabend. Ein gutes Stück hinter dem Vorort Es Salehije. Auf dem Wege, den man zu jener Zeit den „Weg der Aussätzigen“ nannte, weil er an der Stätte vorüberführte, die diesen Unglücklichen damals zum Aufenthalt im Freien angewiesen war. Sie hockten und lagen da in allen möglichen Stadien ihrer entsetzlichen Krankheit an der Erde herum und flehten das Mitleid der Vorübergehenden an, von deren Gaben sie lebten. Geld nützte ihnen nichts, da kein Mensch es nach ihnen wieder berührt hätte. Darum konnte man sie nur mit Gebrauchsgegenständen und Nahrungsmitteln unterstützen, und da nur sehr wenige von den Leuten, die diesen Weg begingen, dergleichen Dinge bei sich führten oder übrig hatten, so kann man sich denken, daß diese Gaben sehr spärlich ausfielen und nicht imstande waren, den Hunger dieser armen Geschöpfe zu stillen und ihre Blöße zu bedecken. Dabei war **[211]** es ihnen bei strenger Strafe verboten, sich den Gesunden zu nähern oder gar sie anzurühren. Bis auf zwanzig Schritte durften sie herankommen, weiter nicht. Man warf ihnen aus dieser Entfernung die Gabe zu und hatte sich dann zu entfernen, daß sie sie holen konnten.

Ich war jetzt schon über zwei Wochen lang in Damaskus, mit Hadschi Halef Omar, meinem arabischen Diener, Freund und treuen Reisebegleiter. Alle meine Leser kennen ihn, den lieben, kleinen, prächtigen Kerl, der mich unbedingt zum Islam bekehren wollte, dabei aber einer der vortrefflichsten Christen wurde, der mir im Leben begegnet ist. Er fühlte sich von dem Elend der Aussätzigen tief ergriffen und bat mich, täglich hinausreiten zu dürfen, um ihnen etwas zu bringen. Ganz selbstverständlich gab ich nicht nur meine Erlaubnis, sondern ich ritt selber mit. Wir wählten Gaben, die ihnen sonst niemand bot und die trotz aller ihrer Billigkeit Leckerbissen für sie waren. Das gewann uns ihre Herzen. Wenn wir kamen, sahen wir schon aus weiter Ferne, wie erwartungsvoll sie nach uns ausschauten. Und sobald sie uns erblickten, brachen sie in Jubel aus. Wenn es Beobachter gab, mußten wir vorsichtig sein; waren wir aber mit ihnen allein, so beachtetten wir das Gebot der zwanzig Schritte nicht, sondern gingen ganz zu ihnen hin, um ihnen das, was wir mitgebracht hatten, direkt in die Hände zu geben, ohnedabei jedoch die Personen selbst zu berühren. Man kann sich denken, wie lieb sie uns gewannen, besonders den kleinen Hadschi, der sie durch seine Heiterkeit und seine drolligen Witze auch innerlich beschenkte.

[212] Sie hatten unter sich einen Anführer gewählt, dem sie unbedingt gehorchten. Man nannte ihn den „Scheik der Aussätzigen“. Er war ein langer, starker Mann mit sehr entstelltem Gesicht und nur einer Hand; die andere hatte ihm der Aussatz weggefressen. Er war früher im deutschen Asyl für Aussätzige in Jerusalem untergebracht gewesen und hatte dort die echte Humanität des Christentums von der erzwungenen Wohltätigkeit des Islam unterscheiden gelernt und sich einige Kenntnisse angeeignet, die ihn befähigten, hier in Damaskus im Namen seiner Leidensgenossen mit der Behörde zu verkehren. Er stand gerade jetzt mit ihr in einem außerordentlich erbitterten Zwist. Man wollte die Aussätzigen nicht mehr an ihrer jetzigen Stelle lassen. Man warf ihnen vor, sie verpesteten die Luft. Die noch leidlich Aussehenden sollten in ein dicht verschlossenes Haus gesteckt werden und die Freiheit nie wieder zu sehen bekommen; die anderen aber wollte man nach einer Ruine in der Wüste bringen, wo sie von Soldaten streng zu bewachen waren, bis sie vollends starben. Daß beides einem Todesurteil gleichzunehmen war, verstand sich ganz von selbst. Daher die große Aufregung, die unter den Aussätzigen hierüber herrschte. Sie wollten ihre freie Luft, ihren Sonnenschein und den Anblick des Himmels nicht hergeben. Sie wollten sich weder einsperren, noch in die Wüste schaffen lassen. Sie behaupteten, daß man es in beiden Fällen darauf abgesehen habe, sie schnell verhungern und verschmachten zu lassen; dann sei man sie los. Der Pascha aber achtete auf ihre Einwendungen und Wünsche nicht. Er ließ ihnen befehlen, sich bereit zu halten; **[213]** es bleibe bei seinen Bestimmungen. Sie waren hierüber derart ergrimmt, daß sie nun nicht mehr auf Abwehr, sondern nur noch auf Rache sann; diese konnte eine außergewöhnliche und fürchterliche werden.

Das erfuhren wir nicht nur von ihnen selbst, sondern auch von unserem Gastfreunde, dem reichen Kauf- und Handelsherrn Jacub Afarah, bei dem wir wohnten. Meine Leser haben ihn in dem Bande „Von Bagdad

nach Stambul“ sehr genau kennen gelernt. Er war ein überaus menschenfreundlich denkender Herr und hatte sich, was hier ganz besonders zu erwähnen ist, den Pascha zur Dankbarkeit verpflichtet. Daß die Aussätzigen vernichtet werden sollten, war Stadt- und Tagesgespräch. Jacob Afarah bemitleidete sie. Er wußte, daß ich mit Halef täglich zu ihnen hinausritt, um sie zu beschenken, und fügte an jedem Morgen zu dem, was wir aus unseren armen Mitteln spenden konnten, auch seine reichlicher bemessenen Gaben bei. Nun fügte es sich, daß mein Halef, der innerliche Christ und äußerliche Mohammedaner, auf den Gedanken gekommen war, am heutigen heiligen Weihnachtsabend bei den Aussätzigen eine Christbescherung zu veranstalten. Wie das anzufangen sei, das wußte er sehr genau. Ich hatte es ihm oft beschrieben und dann später einmal am Lagerplatz seiner Haddedihi-Araber einen großen, weithin leuchtenden Christbaum angebrannt. Als Jacob Afarah von diesem Plane hörte, erklärte er, daß er sich beteiligen werde. Die Geschenke seien von ihm, die Bäume aber von uns zu liefern. Er bitte aber um Verschwiegenheit, damit niemand die einzig seltene Feier störe. Nur einigen **[214]** seiner vornehmen Freunde und ihren Frauen dürfe gestattet sein, an ihr teilzunehmen.

So war ich denn gestern mit Halef hinauf in das Wadi Methelun geritten, wo wir sehr gut passende Tannen fanden. Von da zurückgekehrt, erfuhren wir, daß die geladenen vornehmen Freunde und ihre Frauen bereits in allen Bazaren herumgekrochen seien, um auch ihrerseits Geschenke einzukaufen. Wir freuten uns herzlich, daß die von uns ursprünglich so bescheiden geplante Bescherung jetzt einen so glänzenden Charakter bekam, und verwendeten den heutigen Vormittag darauf, für gute Lichter und die reichliche Anzahl von Dillen zu sorgen. Als er zu dunkeln begann, waren wir bereit. Der große Wunsch Halefs, daß kein Wind die Weihnachtsflammen verlöschen möge, wurde gewährt. Es regte sich, solange die Bäume dann brannten, auch nicht ein einziges Lüftchen.

Es war bestimmt worden, daß die einzelnen Parteien zur Stunde des Abendgebetes aufbrechen und sich am Ende von Salehije zusammenfinden sollten. Das geschah. Dann ging es auf dem „Weg der Aussätzigen“ weiter. Voran Halef hoch zu Roß, zwischen zwei Kamelen mit je zwei Tannenbäumen, hierauf Jacob Afarah mit seinen Freunden. Hinter ihnen die Frauen im Ochsenwagen, die mit Geschenken derart gefüllt war, daß gar nichts mehr hineinging. Zuletzt ritt ich allein. Ich wollte mir diese Stunde nicht durch die Rücksicht auf andere aus dem Herzen stehlen lassen.

Wir waren heute noch nicht bei den Unglücklichen gewesen. Sie hatten uns vergeblich erwartet und **[215]** sich enttäuscht zur schlaflosen Ruhe hingelegt. Der Himmel stand voller Sterne, doch Mondschein gab es nicht. Es herrschte tiefes Schweigen. Da erscholl Halefs laute Stimme, die sie alle kannten. Sofort erhoben sich Freudenrufe und dann, als er ihnen sagte, was geschehen solle, jubelnde Stimmen, die Allahs und der Menschen Güte priesen. Ich hatte ihm genaue Anweisungen gegeben. Er leitete das ganze Werk, von den Kutschern und Kameltreibern unterstützt. Die Bäume wurden in der Erde befestigt und die Geschenke vor ihnen ausgebreitet. Hierauf gruppierten sich die Aussätzigen im Halbkreise, die Augen nach den Bäumen gerichtet. Zwanzig Schritte hinter ihnen die bescherenden Männer und Frauen. Ich hielt mich abseits, um nicht gestört zu werden. Da sah ich, noch weiterhin entfernt, eine Gruppe von vier oder fünf Männern stehen, die nicht zu uns gehörten. Das waren jedenfalls Neugierige, die zufällig vorübergekommen und, als sie uns bemerkten, stehengeblieben waren. Ich achtete nicht auf sie, zumal Halef mit seinen Gehilfen jetzt die Lichter anzubrennen begann.

Noch nie hatte man hier einen brennenden Lichterbaum gesehen! Und nun gar mehrere! An dieser Stelle des berühmten Dschebel Kasiun! Unter diesem unbeschreiblichen, heilig flammenden Sternenhimmel! Hilflos, flehend, wie nach Rettung suchend, flackerte das irdische, vergängliche Licht zu dem ewigen Licht des Firmamentes empor und ein langer, tiefer, hörbarer Atemzug entrang sich den Herzen all der Unglückseligen, die hier im Staube lagen! Einige begannen zu weinen, erst leise, dann laut und lauter. **[216]** Das war die einfache, die unmittelbare Wirkung der strahlenden Bäume, das ganze Geheimnis der natürlichen Weihnachtsqual und Weihnachtsfreude!

„Maschallah! Weihnachtsbescherung, wirkliche Weihnachtsbescherung!“ hörte ich einen jener Männer sagen, die ich nicht kannte.

Da sah ich die hohe Gestalt des „Scheiks der Aussätzigen“, der zu den Bäumen trat. Er war natürlich der erste, dem Halef gesagt hatte, daß heute Weihnacht sei. Er kannte von Jerusalem aus die Bedeutung dieses Wortes und wußte wohl auch, in welcher Weise der Christ dieses Geburtstagsfest seines Erlösers zu feiern pflegt. Er sah mich nicht und erhob seine Stimme zu der Frage:

„Wo ist der deutsche Effendi? Er sage es.“

„Hier bin ich!“ antwortete ich ebenso laut.

„Dürfen wir singen zu dieser Stunde der Menschenfreundlichkeit?“

„Ja. Ich bitte darum!“

„Und darf ich auch den Gefährten meines Unglücks sagen, was mir Allah jetzt auf meine Zunge legt?“

„Du darfst – – – du sollst – – – ja, du mußt es sogar tun!“

„Ich danke dir! Ich habe dich verstanden und du auch mich!“

Er ging von Gruppe zu Gruppe seiner Leute, um ihnen zu sagen, was er wünsche. Dann kehrte er nach seinem Platz vor den Bäumen zurück und gab das Zeichen, mit dem Gesang anzuheben.

Er begann. Es war eines jener Lieder des arabischen Dichters Kadar, deren Klang die Tränen zwingt aus der tiefsten Tiefe in die Augen empor [217] zu steigen. Als es zu Ende war, weinten die Aussätzigen alle, nur ihr Scheik nicht. Er, der Moslem, begann seine Weihnachtsrede. Er sprach von der Qual des Menschenlebens im allgemeinen und von der Qual der Aussätzigen und Ausgesetzten im besonderen, die beide kein Ende nehmen. Er sprach von der Grausamkeit der menschlichen Gesetze und von der Erbarmungslosigkeit derer, die Liebe geben sollen und doch keine haben. Er sprach in so überzeugender und so hinreißender Weise, daß es alle Anwesenden ergriff und selbst auch mich erschütterte und durchschauerte. Zuletzt rief er:

„Und wenn die Not am allergrößten ist, wenn nirgends Hilfe, nirgends Rettung winkt, wenn wir vergeblich uns an Mohammed und auch erfolglos uns an Allah wenden, so kommt der Christ mit seinem Stern von Bethlehem, mit seiner heiligen Weihnachtskunde, mit seiner Liebe, seiner Herzensgüte und rettet uns aus aller – – –“

Er kam nicht weiter; er wurde unterbrochen. Nämlich derselbe Mann in der seitwärts stehenden Gruppe, der schon einmal gesprochen hatte, sprang plötzlich herbei, zwischen den Aussätzigen hindurch, blieb vor ihm stehen und schrie ihn zornig an:

„Schweig, Halunke! Du hast mich gerührt mit deinen Bäumen, deinen Lichtern, deinen Klagen. Auch wir sind Menschen. Wir brauchen keine Weihnachten – – – –“

„Aber wir!“ unterbrach ihn der Scheik, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„Auch ihr nicht! Denn ich nehme meinen Befehl [218] zurück. Ihr werdet nicht eingesperrt und nicht in die Wüste geschafft. Es bleibt so, wie es war und wie es ist!“

Das geschah so plötzlich und so schnell, daß man erst rundum den Ruf der Überraschung hörte: „Der Pascha – der Pascha – der Pascha ist es selbst!“

„Ja, ich bin es selbst!“ antwortete er, sehr befriedigt von dem Schreck, den er verbreitete. Und sich an unseren Jacob Afarah wendend, fuhr er fort: „Die Aussätzigen wurden bewacht; ich traute ihnen nicht! Auch deinem Deutschen nicht, der bei dir wohnt und täglich mit ihnen redet. So erfuhr ich von eurer Bescherung und kam in eigener Person hierher, um euch zu beobachten. Danke Allah, daß meine Seele dir nicht übel will! Diese aussätzigen Schurken wagten, sich gegen meine Befehle zu empören. Es hätte mich nur einen Wink gekostet, sie zu vernichten, aber um diesem Christen dort, deinem Gast, zu beweisen, daß – – [“]

Jetzt war er es, der nicht weiter sprechen konnte, weil er vom Scheik unterbrochen wurde.

„Schweig!“ rief dieser ihm sein eigenes Wort entgegen. „Du bist der Pascha von Damaskus, weiter nichts. Ich aber bin der Scheik der Aussätzigen. Wer ist mächtiger, du oder ich?“

Er streckte den Arm, an dem die Hand fehlte, nach ihm aus. Da wich der Pascha erschrocken zurück.

„Rühre mich nicht an!“ schrie er voller Angst und wollte sich entfernen, konnte aber nicht, weil die Aussätzigen alle aufgesprungen waren und ihn umringten. Er schrie um Hilfe. Er rief seine Begleiter [219] herbei, die Offiziere waren, sich aber sehr hüteten, ihm zu gehorchen.

„Nun, wo ist deine Macht?“ fragte der Scheik. „Siehst du die Lumpen, Lappen und Fetzen liegen, dort hinter den brennenden Bäumen? Die waren für dich aufgestapelt! Unsere Waffen gegen dich und deine Macht! Solche Waffen gibt es nicht wieder, so weit die Erde reicht! Wenn ich will, so rühre ich dich an und deine Glieder werden zerfressen werden, wie die meinigen. Schicke deine Soldaten her, uns von hier fortzuschaffen. Wir gehen durch ihre Schar hindurch und keiner von ihnen wagt es, uns auch nur anzutasten! Hättest du uns von hier verjagt und in den Tod geschickt, so waren diese von unserem Speichel und Eiter durchtränkten Fetzen bestimmt, in deinem Hause und in den Wohnungen deiner Anhänger verteilt zu werden. Was euer Schicksal gewesen wäre, das weißt du wohl! Kennst du nun meine Macht? Ich darf dir

wohl widerstehen, doch du nicht mir!“

Er trat noch näher an den Pascha heran, so daß dieser vor Entsetzen ganz in sich zusammenbrach und raunte ihm halblaut, aber im drohendsten Tone zu:

„Du magst diesen Deutschen, diesen Christen nicht; aber glaube mir, er hat heute dich und viele andere aus großer Gefahr gerettet. Und nun höre, was ich dir sage: Du hast deinen Befehl zurückgenommen, aber ich traue dir nicht. Ich gebe dir genau einen Monat Zeit. Wenn du dann noch Pascha bist und Damaskus nicht verlassen hast, so bist du mir, dem Scheik der Aussätzigen für immer verfallen. Jetzt fort mit dir!“

[220] Der Kreis der Aussätzigen öffnete sich; zugleich stellte sich der Scheik, als ob er nach dem Pascha fassen wolle; dieser tat einen Schreckenssprung, der ihn aus der unmittelbaren Nähe der Gefahr brachte, eilte schleunigst davon und wurde nicht mehr gesehen.

Ich war natürlich nicht auf der Straße stehen geblieben, sondern herbeigekommen. Jetzt stand ich unmittelbar neben dem Scheik. Ich sah den großen Haufen infizierter Lumpen liegen. Mich schauerte bei seinem Anblick und bei dem Gedanken an den Zweck, dem er hatte dienen sollen. Er sah es, lächelte und sprach:

„Effendi, wir hatten teuflische Gedanken, weil wir teuflisch behandelt werden sollten. Schenke mir einen einzigen deiner Weihnachtsbäume! Er genügt, uns alle von dieser Sünde zu erlösen. Willst du?“

Ich nickte. Da wurde einer der Bäume zur Seite geschafft und mit all den ekelhaften Fetzen behangen. Sie wurden von dem Talg der Weihnachtslichter durchtränkt und von den Flammen ergriffen. Ihre Lohe stieg hoch empor, sank aber bald wieder nieder. Der Gestank, den sie verbreiteten, verflog. Die letzten Reste der überwundenen Unmenschlichkeit wurden von den letzten hin- und herperlenden Fünkchen verzehrt; dann brach und floß alles in Asche, in nichts zusammen. Als dies geschehen war, rief der Scheik mit weithin schallender Stimme:

„Wir sind erlöst! Der Pascha ist besiegt, mit ihm auch unsere Rache! Er sagte zwar, daß wir keine Weihnacht brauchen, doch wäre er heute nicht zu uns gekommen, so hätten wir uns wohl rächen, nicht **[221]** aber retten können. Die Rettung aber steht hoch über der Rache, soweit die Erde und so weit der Himmel reicht. Der Gestank, den die Vernichtung unserer Gedanken hier verbreitete, hat sich verzogen. Wir atmen wieder den reinen, heiligen Duft der Weihnachtsbäume. Die Liebe darf nun geben und die Dankbarkeit darf nehmen. Kommt her zu mir und freut euch an den Gaben, die man uns bringt, weil man uns liebt, nicht aber, weil der Koran es befiehlt. Die Bescherung kann beginnen!“

Einen Monat später war der Pascha versetzt und sein Nachfolger bereits nach Damaskus unterwegs.

Das Tragische im „Karl-May-Problem“.

Von Dr. Karl Hans Strobl.

Auf Erden ist mehr Freude über einen Gerechten als über neunundneunzig Sünder, die Buße tun. Wobei dieser Gerechte nicht einmal einer zu sein braucht, der dem andern gerecht wird, sondern auch jeder, der sich selbst gerecht wird. Das neue Evangelium lautet: Behaupte dich selbst, sei du! Und das gilt mit beinahe derselben Uneingeschränktheit für die anständigen Leute wie für die Lumpen. Wir sind noch gar nicht so lange an der Bewunderung der sogenannten Renaissance-Naturen vorbei; das waren nach den maßgebendsten Ansichten alle jene, die im Guten wie im Bösen den Mut zu sich selber hatten! Ein ganzer zu sein! Man hörte es in allen Tonarten bis zu der Folgerung, daß die Größe eines Verbrechens die Gemeinheit der Taten entschuldige und Cesare Borgia wurde einer der Schutzpatrone der unentwegten Individualisten. Selbst auf Jack, den Bauchaufschlitzer, oder andere ähnlich begabte [223] Zeitgenossen fiel noch ein Schimmer des großen bengalischen Feuerwerks, das dem ungebrochenen Ich angezündet wurde.

Die verlorenen Söhne, die ins Vaterhaus heimkehrten, die bereuenden und bußfertigen Sünder aber waren von vorneherein verdächtig. Reue und Buße sind Phantome der Angst, sind die Bankerte der Skalvenmoral mit dem Zweifel an sich selbst, und der letztere war nur erlaubt als sozusagen heuristisches Prinzip, nicht aber als transzendente Influenz – um in Gottes Namen den Jargon jener Modephilosophie zu sprechen. Der analytische Zweifel schien eine brauchbare Methode, um auf einem Umweg wieder zu sich selbst und zur Bejahung seiner selbst zu gelangen; er durfte nur nicht etwa aus irgend einem „An sich“, einem sittlichen Grundsatz von jenseitiger Herkunft, aus einer „Offenbarung“ stammen. Die Zerrissenheit war außerordentlich beliebt, aber eine sozusagen „ganze“ Zerrissenheit, die Zerrissenheit aus Überzeugung, bei der kein Rest übrig blieb, der geläutert und in eine reinere Form übergeführt werden konnte. Auch der Zerrissene war ein Charakter, sofern er nur in seiner Zerrissenheit verharrte. Sowie er aber auf Heilung aus war und irgendwie wieder aus der Retorte heraus der Gnade und Demut zustrebte, fiel er aus der Gunst der Intellektuellen.

In dieser Zeit beging Karl May die Unvorsichtigkeit, seine Bekehrung zu vollziehen und aus dem Stand der Selbstgerechten in den der bußfertigen Sünder überzusiedeln. Die Folge war, daß er aufhörte, ein Ganzer zu sein, und während die einen, die [224] überhaupt an keine Umkehr solcher Art glauben können und wollen, sagten: „er lügt“, glaubten es ihm die andern, aber sagten: „er ist langweilig geworden“.

* * *

Die Belohnungen für Zeugnisse, die über jeweils drohende Durchfälle meiner Gymnasiastenzzeit schließlich doch hinweghelfen, waren Bücher, und ich weiß nicht, welchem meiner Zeugnisse als väterlicher Zufriedenheitsbeweis das erste Heft einer neuen Knabenzeitschrift angehängt war: „Der gute Kamerad“. Hauptbestandteil und wichtigstes Leseereignis dieses Heftes und aller folgenden war eine Erzählung aus dem fernen Westen: „Der Sohn des Bärenjägers“¹³. Buben lesen Geschichten ihrem Inhalt und nicht dem Namen ihres Verfassers nach, und Old Shatterhand war mir näher als Karl May. Ein Prärieheld von ganz neuer Art verdrängte den alten Lederstrumpf, der sich neben ihm sehr verräuchert und unbedeutend ausnahm; er setzte sich an dessen Stelle und wuchs sich über den Feriensommer zum Ideal aus. Es ist selbstverständlich, daß ich es lernte, durch den ganzen Garten zu schleichen, auf den Zehen- und Fingerspitzen, damit keine Spuren entstünden, daß ich feindliche Indianerstämme auf dem benachbarten Zimmerplatz des Herrn Neubauer nach allen Regeln der Kunst belauerte, daß ich unsere Magd Bozena Kratschwil mit dem Lasso einfing wie einen Mustang und daß ich nicht nur alle Tierstimmen der Urwälder auf dem Stürzerhügel nachahmen konnte, um mich mit meinen [225] Genossen zu verständigen, sondern daß ich auch das Indianergeheul beim Angriff erschallen ließ, indem ich liiiiiih brüllte und dazu mit der Hand auf den Mund trillerte. Die plötzliche Anwendung des letzteren in allzugroßer Nähe der Ohren meines Vaters, sowie meine Wurfübungen mit dem Tomahawk gegen Baumstämme, die mir in Ermangelung von Sioux im Kampf gegenübertraten, ließen im Schoß der Familie die Erwägung aufsteigen, ob man nicht den Bezug des „Guten Kameraden“ einstellen sollte. Schließlich blieb er mir doch erhalten; ich folgte dem blauroten Methusalem auf seiner Fahrt nach dem fernen Ostern, verfertigte Stinktöpfe und Papierlaternen, versuchte

¹³ Ges. Werke, Bd. 35, „Unter Geiern.“

bei Tisch anstatt Messer und Gabel die Eßstäbchen einzuführen, und sprach mit den Zeitgenossen nur mehr im Turnerstickschen Chinesisch: „Ich habong einen Sechserung auf der Lateining Schularbeitung.“

Aus Old Shatterhand wurde Karl May; auf einer höheren Ebene verschmolzen mir Verfasser und Held in eine einzige bewunderungswürdige Persönlichkeit, ein Vorbild männlicher Tüchtigkeit, Kühnheit, Kraft und Geistesgegenwart. Aus der Welt seiner Jugenderzählungen ging ich in die größere seiner Reiseromane ein, in diese Steppen, Urwälder, Wüsten und Bergschluchten, in denen sich Abenteuer zutrug, die Zeit und Raum vergessen ließen und ungeheuerste Spannungen der Seele hervorriefen, wie keine anderen Bücher je zuvor. Nicht nur Cooper, sondern auch Gerstäcker verblaßte und versank daneben, und wenn deren Helden ein Vorzug vor Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi blieb, so war es der, daß sie bedeutend **[226]** weniger bedenklich waren, irgend einen Feind über den Haufen zu schießen, als dieser Westmann und Wüstenwanderer mit der stärksten aller Fäuste, dem schärfsten aller Köpfe und dem schwächsten aller Herzen. Denn es muß leider gesagt werden, daß er uns gerade in diesem Punkte keineswegs vorbildlich erschien, mir und keinem derer, die sich damals mit mir auf dem Kriegspfad befanden, und daß wir seine christliche Langmut und Geduld, seine Milde und Versöhnlichkeit, seine Barmherzigkeit und alle sonstigen schwachmütigen Tugenden als einen, den einzigen, Flecken an seinem glänzenden Schild empfanden. Nicht daß wir für grausame Blutbäder und Schindereien gewesen wären, aber wir lehnten aus dem Instinkt der Ungebrochenen und Selbstgerechten jene unaufhörlichen Demütigungen und Erniedrigungen ab, die wir den Mann, den wir verehrten, sich selbst bereiten sahen. Wir verstanden nicht, daß es nach dem Herzen Gottes ein könne, einen überwiesenen und gemeingefährlichen Gauner zum siebzehntenmal laufen zu lassen, nur damit er zum achtzehntenmal wieder gefangen werden müßte. Ohne Argwohn, daß es etwa nötig sein könne, um weitere dreihundert Seiten mit Flucht und Verfolgung zu füllen, überließen wir uns dem einfachen Gerechtigkeitsgefühl, das verlangte, daß er endlich unschädlich gemacht werde. Wir hatten nur eine dunkle Empfindung davon, daß ein solches Vertrauen in die Macht des Guten eine recht geringe Menschenkenntnis, eine solche Demütigung eine etwas bedenkliche Schwäche bewiese, und daß eine solche übermenschliche Langmut recht nahe an Lächerlichkeit heranrücke. Schließlich, **[227]** empfanden wir einen noch nicht ins Bewußtsein gedungenen Unwillen gegen alle solche gesalbten Stellen, gegen die Verwandlungen des Löwen in das Lämmlein oder Eselein; und wir sträubten uns dagegen, das Abenteuer als einen Vorwand zur Predigt genommen zu sehen. Die Exhorte gehörte vor den Sonntagskirchgang und war Sache unseres Katecheten. Ein Westmann war kein Prediger, sondern ein Krieger und hatte beim Leisten seines harten Handwerks zu bleiben; wir wußten es nicht, aber wir spürten es, daß hier der innere Stil der Bücher, die wir liebten, seine Brüche und Sprünge hatte. Immer deutlicher wuchsen an solchen Ölflecken der Moralität unser Widerspruch und unsere Langeweile. Und da sich diese salbungsvolle Nächstenknechtschaft und Selbsterniedrigung und verworrene Herzenseinfalt mit jedem folgenden Buch immer dichter schichtete und tendenziöser entwickelte, wucherte die Langeweile über das Abenteuer und erstickte es, und es begann unsere Abkehr von Karl May, genannt Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi. Die Weltkinder schieden sich von ihm, der sich immer deutlicher bemühte, uns von seiner Gotteskindschaft zu überzeugen, auf daß auch wir die Pfade des Lichtes zu wandeln begönnen. Old Shatterhand trug statt des Lederwamses und der Reitgamaschen einen schwarzen Bratenrock, und in solchem Aufzug wollten das Beschleichen und die wilden Ritte um Tod und Leben sich etwas verwunderlich ausnehmen.

Dann kam das Karl-May-Problem und die Jagd der Zeitungen auf ihn selbst. Wir erfuhren allerlei aus seinem Vorleben, aber das enttäuschte uns weniger **[228]** als die Enthüllung, daß Karl May niemals Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi gewesen war, sondern ein ehemaliger Lehrer und späterer Schriftsteller, der Europa außer zu kurzen Reisen, über die man wenig Gewisses oder aber allzu Nachweisliches wußte, niemals auf abenteuerlichen Fahrten verlassen hatte.

Schließlich kam das Kino. Und damit war die Rolle, die Karl May für das europäische Bewußtsein in gewissen Sinn als dessen Vorläufer gespielt hatte bis auf weiteres beendet. Die Dämmerung seines Ruhmes und Erfolges brach ein, die dem neuen Anbruch seines Lichtes vorherging.

* * *

Es ist eine immer wieder andringende Erscheinung, daß Bekehrte in ihrem Eifer zu weit gehen. Nur der niemals oder nie ernstlich aus dem Gleichgewicht Gekommene hat die Gabe des Taktes, die sichere Balance zwischen Zuviel und Zuwenig. Jeder Gestürzte, der emporkommt, jeder in Unordnung Geratene,

der wieder zur Ordnung strebt, hat in seinem seelischen Muskelsystem die Stoffe der Ermüdung; es fehlt ihm der freie und leichte Schritt des Unerschütterten, er beherrscht seine Glieder nicht so ganz, und die Bewegungen seines Geistes verraten den Kampf und die Unsicherheit.

Karl May hat sich aus diesen Emporgerungen – mit Rückfällen – und endlich seinen erlösenden Weg gefunden, den Weg des Bürgers und Arbeitsmenschen. Als ein früh aus dem Gleis Geratener nahm er den Weg des freien Schriftstellers, auf dem kein **[229]** weiterer Paßzwang herrscht. Mannigfache Talente dienten ihm; Sprachkenntnisse, Belesenheit, Phantasie halfen. Ein für jene Zeit unerhörter Erfolg wurde Verhängnis. Neid begann zu schnüffeln, stöberte in Vergangenheiten und entdeckte mißliche Scherben, die mit Lust ans Licht gegraben wurden. Ein rückhaltloses Bekenntnis hätte damals vielleicht manches gerettet. Aber der Bedrohte gab nur stückweise zu, er hielt immer noch diesen oder jenen Zipfel des Mantels fest, bis er ihm entrissen wurde. Er besaß nicht den Mut (oder die Schamlosigkeit) der bedeutenden Selbstzerfleischer, die Hülle mit einem Ruck abzuwerfen und zu sagen: seht her, das bin ich! Seine Taktik war die der Zwiebel: es blieb immer noch eine Haut übrig. Wie „interessant“ wäre er geworden, wenn er sich psychologisch vollkommen entkleidet hätte: ja, so sind meine ungeheuren Dämonen gewesen, meine unbegreiflichen Ziele, meine mir selbst unverständlichen Laster, meine schmachvollen Erniedrigungen; alles das aber ist aus mir hervorgebrochen, nichts Menschliches war mir fremd. Der Bürger war zu mächtig in ihm geworden, er hatte im bürgerlichsten Lande Deutschlands, in Sachsen, eine Stellung und die mühsam errungene Achtung der Nachbarn zu verteidigen. Er wehrte sich gegen seine Vergangenheit und errichtete seine Bekehrung als Mauer zwischen ihr und der Gegenwart. Das ist die eine Wurzel des Tragischen in seinem Wesen: er wollte sich von dem Gewesenen durch den Hinweis auf das Jetzt lösen. Mit allem, was an Kräften in ihm war, sträubte er sich gegen den Karl May, über den Akten und Bücher sonderbarer Art vorlagen. Ein ergreifendes **[230]** Schauspiel: laßt diesen Unglücklichen begraben sein, bat er mit der Angst des Gehetzten, kettet mich nicht an diesen Leichnam, was schiebt es mich, was ich war, nehmt mein Ich von heute zu barer Geltung an. War ich in Ardistan, so bin ich jetzt auf dem Wege nach Dschinnistan. Mag ich in der Hölle gewesen sein, so verlangt nicht die Qualen zu kennen, hier steht ein Bekehrter, ein Christ. Mit einer Flut von Prozessen stritt er verzweifelt gegen sein Gestern und Vorgestern.

Ein Irrtum der ganze Kampf: die Welt will sich um die Zusammenhänge nicht bringen lassen, sie hat keine Lust, auf die Kausalität zu verzichten; selbst ein Franziskus von Assisi empfängt in seinen bettelseligsten Verklärungen noch einen Glanz davon, daß er einst ein reicher Jüngling war, der entsagen lernte, und ein Karl V., der im Kloster endet, weiß in aller Weltflucht genau darum, daß seine kraftvollen Tage von Macht strotzend und rot von Blut waren. Es sind Ganze geblieben, ihre Urkunden über sich selbst bleiben unvernichtet; Karl May aber, der seine Spuren hinter sich auslöschen wollte, wie Old Shatterhand die seinen im Wald, schien einer, der den Versuch machte, die Welt um eine prickelnde Tatsache zu betrügen. Und die Welt, die sonst recht gern betrogen sein will, hat eine wahre Angst davor, sich in solchen Fällen dumm machen zu lassen und besteht nun erst recht auf dem „Wer?“ und „Woher?“

Anstatt des Geständnisses, das sie erwartete, bekam sie in einer Flut von Büchern die Versicherung, daß er ganz und gar gewandelt sei und sich nach dem Lichte sehne. Dieser Mensch war zu schamhaft dazu, **[231]** um öffentlich unumwunden Beichte abzulegen, immer noch blieb er mit einem Teil seines Selbst in Deckung, und da zur vollkommenen Sühne von allen Pharisäern und Schriftgelehrten das Geständnis verlangt wird, weigerte man sich, ihm die Bekehrung zu glauben.

Man glaubte sie ihm einfach nicht und sagte, sie sei ein (einträgliches!) Geschäft, ebenso wie es früher seine Kolportage-Romane gewesen seien.

* * *

Man muß zugeben, daß Karl May den Zeitgenossen Vorwände gereicht hat, die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung zu bezweifeln.

Woher die Empörung über die Verwechslung Old Shatterhands mit Karl May? Literarisch unbeschwerte Knabeneinfalt ist leicht geneigt, das Ich des Buches mit dem Ich des Schreibers gleich zu setzen; die Enttäuschungen unserer fünfzehn Jahre, dieser Fall aus unserem Heldenhimmel und der nachfolgende Ingrim über die Irreführung bedürfen keiner Erklärung. Backfische und junges Gemüse aller Art liebt solche halsbrecherischen Identitätssetzungen und schwärmt im Heldendarsteller Fritz Wuntzlitsek den Carlos, im Opernsänger Josef Smekal den Walther Stolzing an. An die Schmetterfaust und den Rappen Rih des

Schriftstellers Karl May haben aber auch noch reifere Jahrgänge geglaubt, mit allen Literatursalben Geschmierte, mit den Laugen der kritischen Betrachtung Gewaschene. Sie haben an Winnetou und Hadschi Halef Omar geglaubt, mit einem leisen Schmunzeln des Zweifels und einem innerlichen „Na, Na“, aber sie haben (mit diesen Einschränkungen) [232] das Abenteuerliche als mögliches Erlebnis gelten lassen.

Es geht nicht an, die Entrüstungen dieser Leser und Leute durch den oberflächlichen Einwand widerlegen zu wollen, dem Schriftsteller müsse für seine Erzählung auch die sogenannte Ichform erlaubt sein. Diese Selbstverständlichkeit bestreitet kein erwachsener Mensch (die Enttäuschung der primitiven Leser ist Unterstufe und zählt nicht anders, als die Empörung jenes Publikums, das den Darsteller des bösen Kanzlers durchdrosch, weil er die arme Agnes Bernauer so gezwiebelt hatte), aber dann muß sich das Ich des Helden vom Ich seines Schöpfers deutlich abheben, man muß ihre Doppelnatur erkennen und Verwechslungen müssen ausgeschlossen sein. Die Ichform gibt der Erzählung eine persönliche Frische und gestattet die Entfaltung von tausend eigenartigen Zügen bis in die Eigenheit eines Stiles hinein. Karl May hat – das kann nicht geleugnet werden – nichts getan, um diesen Abstand zu betonen, er hat Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis nicht als Geschöpfe, sondern als andere Aspekte seiner selbst eingeführt und an vielen Stellen gerade Gleichsetzungen vorgenommen. Als er die irrige Annahme seiner unzähligen Leser erkannte, hat er nichts getan, sie zu zerstören, sondern zum Ruhme Karl Mays auch noch den Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis eingestrichen. Gewiß, auch das ist selbstverständlich, daß der Schriftsteller die Orte, die er beschreibt, niemals mit eigenen Augen gesehen zu haben braucht (Schiller und die Schweiz, zum dreitausendsiebenhundertfünfzehntenmal berufen, nicht wahr?), und [233] daß solche intuitive Schilderungen in der Regel (ich sage, in der Regel) großzügiger und eindrucksvoller sind, als die in Einzelheiten verlorenen wirklicher Reisender. Aber warum dann auch hier dieses Versteckenspiel, dieses zähe Festhalten und diese lange Verteidigung, der doch ein Werk nach dem andern gebrochen wurde, bis alles auf einen nicht weiter geklärten amerikanischen Aufenthalt von kurzer Dauer zusammengeschrumpft war und eine Reise im Orient, lange nach Kara Ben Nemsis sechsbändigen Abenteuern von der afrikanischen Wüste bis in die Schluchten des Balkan. Diese Unverständlichkeit und literarische Unbegreiflichkeit einer solchen Verteidigung wird – von innen und ohne Voreingenommenheit betrachtet – zu einer menschlich tief ergreifenden Erscheinung; sie zeigt die Züge jener entsetzlichen Angst vor der Vergangenheit, vor der Aufhellung des Gewesenen, vor der gehässigen Hervorzerrung jener niederschmetternden Begebenheiten. Was robustere Naturen vielleicht mit einer Art Prahlerei auf sich genommen hätten, das ist diesem empfindsamen, vielleicht überempfindsamen Menschen ein am Haar aufgehängtes Schwert, dessen Herabsausen seine mühselig errungene bürgerliche Achtbarkeit zerfetzen kann. Old Shatterhand und Kara Ben Nemsis sind ihm also Hüllen, sie sind Gewänder, in die er schlüpft, nicht so wie jeder Autor in die Haut seiner Personen fährt, um wieder daraus hervorzukommen, sondern so, als wäre sie seine eigene.

Schließlich erfahren wir, was wir alle nicht wußten, daß mit dem Ich der Romane nicht etwa Karl May gemeint sei, sondern das Menschheits-Ich, [234] dessen Weg aus Nacht zum Licht in den Erlebnissen seiner Helden geschildert sei; wodurch die ganze Geschichte bloß noch verworrener wird, weil hier erst recht wieder ein Gleichheitszeichen zwischen den beiden Ich steht. Bis in sein Bekenntnisbuch hinein, bis in diese leider unvollständig gebliebene Lebensbeschreibung Mays hinein, hält diese quälende Angst an, die zum Verstecken zwingt. Anstatt klarer Erzählung des Geschehenen haben wird auch hier an den entscheidenden Stellen wieder ein wirres Gewoge von Wirklichkeit und Phantasie, Wahrheit, in einen künstlichen Nebel gehüllt, so daß kaum ihre Umriss sichtbar sind, wo unerbittlichste Deutlichkeit ohne alle Verschleierungen und ohne die Romantik der Besessenheit und böser Geister nötig wäre. Die Vorgänge, auf die es ankommt, die schlimmen Verfehlungen und Abstürze in Tiefen verschwimmen und verschwinden, und den Hassern bleibt der Triumph: er habe sich selbst nicht ins Gesicht sehen können. Wie soll man einer Bekehrung glauben, sagen sie, die diese erste Bedingung nicht erfüllt?

* * *

Das ist die zweite Wurzel der tief wühlenden menschlichen Tragik Karl Mays: es gelingt ihm nicht, seine Bekehrung glaubhaft zu machen, weil ihm die Kraft des Ausdrucks für seine inneren Vorgänge fehlt. Das Wort ist ein Verführer, es verleitet und betört. Es gibt Bekehrte, deren Sturz und Ringen gewiß weit weniger zermalmend und ernsthaft ist als das Karl Mays, deren inneres Erleben aber durch ihre Herrschaft über das

Wort eine Bedeutung und [235] einen Reichtum bekommt, das es zu allerwichtigsten und geglaubtesten Menschheitsereignissen macht. Eben jetzt ist eine solche Bekehrung im Mund aller Intellektuellen. Ein Geistreicher verleugnet den Geist – mit so viel Geist, daß es höchst angenehm die feinschmeckerischen Intelligenzgaumen kitzelt. Karl May hatte kein solches pikantes Gericht zu bieten. Seine schriftstellerische Begabung reicht nicht aus, um sein Bekenntnis auch zu einer dichterischen Tat zu machen. Diese Begabung ist, so einzigartig sie dasteht, doch auch durchaus einseitig; so glanzvoll spannend sie das Abenteuer gibt, die besondere Note jedes exotischen Stoffes, so gewandt sie ihr Hauptthema variiert und instrumentiert, vor allem so sehr sie über alle äußerlichen romantischen Tugenden verfügt, so vollkommen geht ihr die seelische Vertiefung ab. Karl May hat die Breite und Länge der exotischen Romantik, aber es mangelt ihm ihre Tiefendimension, er vermag nicht, in die Seelen hinabzusteigen. Er fühlt es, daß ihm alles Psychologische fern liegt und begnügt sich damit, Typen zu geben, Formeln, Menschen, die Abkürzungen sind und als feststehende Werte eingefügt werden.

Nun zwingt ihn aber seine eigenste Not, wenigstens bezüglich seiner eigenen Person, bezüglich dieses Old Shatterhand-Ichs, das das Menschheits-Ich bedeutet, Psychologie zu treiben und an diesem die Entwicklung einer Seele von der Verlorenheit an die äußeren Dinge bis an Gottes innigste Schöpfungs- und Liebesgedanken zu zeigen. Dieses Ich ist aber in eine abenteuerliche Welt gesetzt, voller Handlung und Spannung, und selbst, wenn Karl May könnte und wollte, für seelische Klein- und Fein-Malerei [236] ist darin kein Ort. So verfällt der Schöpfer dieses Helden auf den Gedanken, die Begebenheiten, Personen und Dinge allzumal symbolisch zu deuten und hinter jede blanke und feste Realität ein Gleichheitszeichen zu irgend etwas Transzendentelem zu setzen. Ich will hier ununtersucht lassen, wie weit diese Gedankenoperation gleich anfangs vorhanden war, oder inwieweit sie sich erst beim wachsenden Andringen der Gegner in der Gefahr der Verteidigung einstellte, um dem gesamten Werk ein ethisches Rückgrat zu geben. Jedenfalls erfahren wir mit dem größten Erstaunen, daß der putzige Hadschi Halef Omar die „menschliche Anima“ bedeutet, „die sich für die Seele oder gar den Geist ausgibt“, oder daß der Rappe Rih eigentlich die „Phantasie des Reiseschriftstellers“ ist. Ich muß sagen, daß ich noch hundertzwanzig Bände hätte lesen können, ohne jemals hinter diese Geheimsprache zu kommen, und manche dieser Erläuterungen beschwören höchst kräftig den Schatten des seligen Deutobald Allegorinewitsch Mystifizinsky. Daß das Menschheits-Ich mit so viel christlicher Tugend ausgestattet ist und in einer fast übermenschlichen Weise Verzeihung übt, auch jederzeit nur nach dem Geiste des Christentums spricht, läßt die Symbolik um nichts deutlicher werden. Karl May führt in seine prächtigen Reisebücher einer Art theosophischer – oder wie sie jetzt heißt: anthroposophischer – Terminologie ein, Hieroglyphen, in denen sich ihr innerster Sinn aussprechen soll. Aber alle diese hineingeheimnisten Seelenbedeutungen bleiben ein Gerüst aus Spinnweben, und der unbefangene Leser, der von alledem nichts weiß, wird niemals etwas anderes sehen, als [237] eben nur Hadschi Halef Omar und Rih und Old Shatterhand. (Und wenn er es weiß, fragt er sich nicht, ob dann nicht das unmittelbare, das sinnliche, das, sagen wir „ästhetische“ Vergnügen an der Romantik und dem Abenteuer getrübt ist? Ist es nicht etwa ähnlich wie das Anhören einer Bruckner-Symphonie mit dem Schlüssel der Partitur in der Hand?) Zur Belebung einer symbolischen Dichtung, zu ihrer inneren Glaubhaftmachung und Keimfähigkeit im Leser gehört eine vollkommen andere Stimmung, sie kann nicht mitten in den Realitäten wachsen, sie bedarf der Andeutungen, der Halbtöne, des Seltsamen, des seelisch (nicht handlungsmäßig) Spannenden, des märchenhaft Verschwimmenden, des Traumhaften und halb Entrückten. Von alledem hatte Karl May neben den kräftigen ungebrochenen Tönen, die wir an ihm so schätzen, nichts auf seiner Palette.

Der sittliche Kern in seinen Werken stand vom Band „Durch die Wüste“ an fest und war nicht zu verkennen; er war das Ethos des Christentums, nicht aber sah man den Weg zu ihm, und eben auf diesen, auf das Bekenntnis kam es dem Mann an, gegen den man seine Vergangenheit bewaffnet hatte. Aber auch in dem Fragment seiner Lebensbeschreibung, wo die Hemmnisse wegfielen, die aus dem Wesen seiner Bücher stammen, herrscht dieses seltsame Zwielficht. Auch hier mangelt die Kraft der seelischen Durchdringung, die darstellerische Klarheit und Einfachheit. Je tiefer Karl May in die Unglücksperiode seines Lebens kommt, desto mehr entfernt er sich von dem schlichten Stil, der etwa noch die Abschnitte „Meine Kindheit“ und „Keine Jugend“ auszeichnet. [238] Ein einfaches Beim-Namen-Nennen der Dinge hätte die Erlösung gebracht. Aber Karl May sagt: „Ich schreibe hier nicht für den seelenkundigen Spezialisten, sondern für die Welt, in der meine Bücher gelesen werden, und habe mich also aller Versuche, Psychologie

zu treiben, zu enthalten. Ich werde infolgedessen alle Fachausdrücke vermeiden und lieber einen bildlichen Ausdruck in Anwendung bringen als einen, der nicht allgemein verständlich ist.“ Ein verhängnisvoller Irrtum: gerade der bildliche Ausdruck verwirrt, und was wir an dieser kritischen Stelle erwartet hätten, war keine neuerliche Symbolisierung, sondern die schlichte Schilderung der Vorgänge, die rücksichtslose Erhellung der Seele, die gerade dann am eindruckvollsten und glaubwürdigsten ist, wenn sie auf „Spezialistentum“ und „Fachausdrücke“ verzichtet. Sind die Bekenntnisse des heiligen Augustinus oder des J. J. Rousseau oder andere große Konfessionen etwa nur dem Fachpsychologen verständlich? Es ist mir, als scheute Karl May nicht nur vor der Enthüllung selbst, sondern auch vor ihrer schriftstellerischen Lösung zurück, die seiner klar umrissenen Begabung widerstrebt; er verfällt wieder in seine Ardistan und Dschinnistan und Märdistan, und ein Buch, das ein wesentliches Menschheitsdokument von höchstem Wert hätte werden können, vernebelt an diesen Stellen im Gestaltlosen.

* * *

Die Tragik im Karl-May-Problem ist eine Bekennertragik. Einer, der aus Tiefen kommt und sich zum Licht durchgerungen hat, schauert beim Rückblick **[239]** in den Abgrund; Schwindelgefühl deckt ihm die Vergangenheit, seine tiefe, seltene, empfindliche Schamhaftigkeit lähmt ihm das Wort. Er weiß, daß es auf das Wort ankommt, aber umsonst sucht er es, in der rechten Stunde und an dem rechten Ort wieder stumm im Glotzen des Alps. Ein sehr innerlicher Mensch vermag nicht, sich verständlich zu machen; und anstatt dieses ergreifende Schauspiel in seiner menschlichen Seltsamkeit und Eigenart zu erfassen und die Tragik dieses Nichtredenkönnens nachzuempfinden, triumphieren die Gegner: „Seht er stammelt!“

Anstatt selbst in diese arme Seele hinabzusteigen und sie zu erhellen, da er es nicht vermochte, und anstatt angesichts dieses erbitterten und verzweifelten Kampfes um das Göttliche in ihm zu sagen: „Seht ... welch ein Mensch!“

Karl Friedrich May.

Ein Nekrolog.¹⁴

Von Dr. Arthur Buchenau.

Karl Friedrich May (Pseudonym Karl Hohenthal, Latréaumont, D. Jam, E. von Linden), Schriftsteller, * 25. Februar 1842 zu Hohenstein-Ernstthal im Erzgebirge (Sachsen) † 30. März 1912 in Radebeul bei Dresden.

Mays Vater war ein mittelloser Weber, der es später auch mit anderen Berufen, aber ohne Erfolg, versuchte. Die Mutter war eine stille, fleißige Frau, die als Hebamme den Unterhalt der zahlreichen Familie zum größten Teil bestritt. Von Karl Geschwistern und der im Hause mitwohnenden Großmutter mütterlicherseits ist nichts Besonderes zu berichten, während die ebenfalls in der Familie lebende Großmutter väterlicherseits offenbar eine bei aller Enge der Verhältnisse reichbegabte Natur war. Sie erzählte dem kleinen Karl, der bis zum 5. Lebensjahr **[241]** blind war, Märchen, und die Vorliebe für diese Dichtungsgattung hat ihn nie verlassen. Ein „Hakawati“, d. h. Märchenerzähler, wollte er werden und ist er geworden, gleichen doch seine „Reiseerzählungen“ in ihrer bunten Phantastik und ihrem Reichtum an Abenteuern spannendster Art am ehesten den Geschichten aus 1001 Nacht!

Vater und Großmutter veranlaßten den geistig regsamen Knaben, dem im 5. Lebensjahr von einem menschenfreundlichen Arzt die durch Vernachlässigung entstandene Blindheit genommen worden war, zu reichlicher Lektüre, insbesondere geographischer und naturkundlicher Werke, wobei er freilich wahllos alles in sich aufnahm, was ihm in die Hände fiel. Besonders großen Eindruck machten auf den Knaben ein „Kräuterbuch“ aus dem Jahre 1600 und eine Sammlung biblischer Holzschnitte. May führt auf die körperliche Blindheit der ersten Lebensjahre seine eigentümliche Fähigkeit zurück, sich von den ihn umgebenden Dingen ein inneres, seelisches Bild zu machen. Es gab für ihn, wie er in seiner Selbstbiographie schreibt, „nur Seelen, nichts als Seelen“. In dieser seiner Fähigkeit, an den Mitmenschen nur das Seelische zu erblicken, sieht er den Schlüssel zu seinen Büchern sowie die Erklärung zu allem, was man an ihm lobt oder tadelt. Damit hängt aufs engste zusammen seine Neigung zum Symbolismus, und zwar, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, nicht nur zum religiösen. Dieser Neigung zum Symbolisieren hat May hauptsächlich in der Periode seines Lebens von 1897 – 1910 nachgegeben.

Die Phantasie des Knaben wurde durch das elende **[242]** Milieu und die Räuberromane einer Leihbibliothek vergiftet, in denen die Räuberhauptleute und Banditen stets edle Menschen, während die Gegner, besonders die Obrigkeit, zu verachten waren. Eine gewissen naive Freude an solcher Schwarz-Weiß-Kunst und an der Ausmalung überlebensgroßer Heldengestalten, die die Verehrung und Bewunderung des Lesers hervorrufen, hat May sein Leben lang gehabt, wobei freilich zugegeben ist, daß der Volksschriftsteller – und ein solcher war May und wollte er sein! – wohl niemals ganz ohne dieses Mittel der Darstellung auskommt.

Da May in der Schule sich auszeichnete, gelang es dem Ortsgeistlichen, der sich seiner angenommen hatte, ihm eine Freistelle im Lehrerseminar zu Waldenburg zu verschaffen. 1862 erhielt er eine Lehrerstelle in der Fabriksschule zu Alt-Chemnitz, wurde aber wegen einer ihm als Diebstahl ausgelegten leichtsinnigen Tat von hier verjagt. Er hatte die Taschenuhr seines Zimmergenossen, die dieser ihm bereits mehrfach geliehen hatte, ohne dessen Erlaubnis mit nach Hause in die Weihnachtsferien genommen, wohl sicherlich nicht in der Absicht, sie sich widerrechtlich anzueignen, sondern nur, um damit zu prunken. Eine gewisse Sorglosigkeit und Eitelkeit führten ihn hier zu einer Verurteilung von 6 Wochen Gefängnis, da der Kamerad ihn ohne weiteres anzeigte; zwei Eigenschaften, die ihm auch in der Folgezeit sehr geschadet haben, während eigentlich verbrecherische Anlagen sicherlich nicht in dem phantastischen Jüngling gesteckt haben. In der Folge beging er dann in verzweifelter Stimmung, wohl auch seelisch aus einem gewissen **[243]** Dämmerzustande sich nicht erheben könnend, mehrere Eigentumsfreveln, die zu zweimaliger Verurteilung führten. Die Strafen (4 Jahre 1 Monat Gefängnis, von denen er 3 Jahre abbüßte, und 4 Jahre Zuchthaus) waren allerdings von einer so großen Härte, wie sie heute wohl kein psychologisch geschulter

¹⁴ Vgl. hierzu: Fritz Barthel „Das zweite Jahr“ S. 12.

Richter mehr verfügen würde. May hatte selber, wie er in der Selbstbiographie schreibt, das Gefühl, „im Abgrund“ zu stecken, und es ist erstaunlich, wie schnell und gründlich er sich aus dieser Tiefe wieder emporarbeitete, ohne freilich je ganz die seelische und geistige Freiheit zu erlangen, daß er mit voller Ruhe über diese seine eigene Leidenszeit hätte urteilen können. Daraus dem vielverkezteten Manne einen Vorwurf zu machen, hätten die Gegner allerdings wohl besser unterlassen; denn derartige Erlebnisse muß jeder mit sich selbst verarbeiten. Ob May schon in dieser Zeit (also vor 1874) größere Reisen unternommen hat, läßt sich nicht mehr mit Genauigkeit feststellen, doch ist es nicht unmöglich, daß er schon in Amerika gewesen ist, wofür die Kenntnis mancher Einzelheiten in geschichtlicher und ethnologischer Hinsicht spricht.

In den Jahren nach 1874 schrieb May (zunächst in Ernstthal) Humoresken, Dorfgeschichten und dergleichen (gesammelt als „Erzgebirgische Dorfgeschichten“) und siedelte 1876 nach Dresden über, wo er Redakteur im Verlage Münchmeyer wurde. Als solcher gründete und leitete er mehrere Zeitschriften, darunter „Schacht und Hütte“, in der seine erste bedeutendere Schrift: „Geographische Predigten“ erschien. Sie sind erst nach Mays Tode von Dr. Schmid neu herausgegeben [244] worden und enthalten gleichsam das Programm all seiner späteren Werke, insbesondere in der Vereinigung von naturkundlicher Belehrung und „Predigt“, d. h. Kenntnis der Erde und ihrer Bewohner und Aufstieg zu einer lichterem Welt. Schon hier zeigt sich deutlich der religiöse Unterton, der in Mays sämtlichen Schriften mit- und durchklingt, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß May eine tief-religiöse Natur gewesen ist, ein Mensch, dem es mit dem Christentum der Tat wahrhaft Ernst war. Am deutlichsten geht das aus seinen Gedichten hervor, die er unter dem Titel „Himmelsgedanken“ gesammelt herausgegeben hat. Der Tiefe des Gefühls entspricht freilich die eigentlich dichterische Kraft nur in bescheidenem Maße, was ähnlich von dem einzigen Drama Mays: „Babel und Bibel“ (arabische Fantasie in 2 Akten) zu sagen ist, das mit einigen der ersten Gedichte der Sammlung immerhin als das in formaler Hinsicht Vollendetste gelten kann.

May hat sich dadurch geschadet, daß er zu schnell und mit gar zu großer Breite produzierte, was er selbst auch so sehr als Fehler empfand, daß er an verschiedenen Stellen seiner Selbstbiographie (so S. 419, 477) betont, alles bisher von ihm Geschriebene seien nur Skizzen, und solche pflege man ja zu nehmen, wie sie sind. Einer ästhetischen Kritik vermögen also die Schriften Mays kaum standzuhalten, doch macht er eben auch gar nicht den Anspruch, etwas künstlerisch Vollendetes geschrieben zu haben. Als Volksschriftstellerei, d. h. zur Belehrung und Erbauung, sind dagegen diese Bücher unübertrefflich und bilden hier gewissermaßen ein literarisches Genre für sich, [245] das nur etwa mit den Schriften von Sealsfield verglichen werden kann. Einen besonderen Reiz gewinnen die Werke Mays durch seinen Humor, der am schönsten in der Jugenderzählung „Der blaurote Methusalem“ herauskommt, die auch hinsichtlich der Komposition als Mays bestes Werk anzusprechen ist.

1877 gab May seine Redakteurstellung auf und wurde wieder freier Schriftsteller in Ernstthal, wo er mit seiner Tätigkeit für den „Deutschen Hausschatz“ begann. Er wählte jetzt mehr und mehr die Form der Reiseerzählung, in der zwei Motive miteinander kämpften. Das erste ist die fesselnde Erzählung abenteuerlicher Erlebnisse in fernen Ländern, das zweite die Schilderung innerer Vorgänge. Wenn man die Jahreszahlen des Erscheinens genau nachprüft, so ergibt sich, daß May von 1876 – 1880 noch mehr auf den äußeren Effekt arbeitet, daß aber dann (von 1880 – 1897) mehr und mehr die symbolisierende Tendenz durchdringt. Gestalten wie Old Firehand, Old Surehand u. ä. werden ersetzt durch „Old Shatterhand“ und „Winnetou“, welche als Idealgestalten aufzufassen sind. Hadschi Halef aber, der Diener, der den Helden Kara Ben Nemsî durch die Wüste, durchs wilde Kurdistan usw. begleitet, wird seelisch vertieft und so schließlich ein ebenbürtiger Freund von Kara Ben Nemsî. Dieser, der sich im „fernen Westen“ „Old Shatterhand“ nennt, ist der Schriftsteller selbst, aber nicht im Sinne seines beschränkten, individuellen Ichs, sondern im Sinne der „Menschheitsfrage“, die jeder denkende Mensch in sich selbst zu lösen versuchen muß. So wird die Erlösung des Menschen von seinen niederen Trieben, der Weg der [246] Seele zu sich selbst das eigentliche Thema seiner Bücher, die Wandlung des Gewaltmenschen (Abū Kitāl) zum Edelmenschen. Das zeigt im Bilde der Geisterschmiede das Drama und besonders gelungen das zweibändige Werk „Ardistan und Dschinnistan“, das von den Schriften der Reifeperiode wohl das Vollendetste ist. Zu dieser Grundidee tritt als die zweite die Versöhnung der europäischen Kultur mit der des Ostens einerseits, des indianischen Westens andererseits. Diese Versöhnung, diese Harmonie aber ist nicht möglich durch Zwang, sondern allein durch Liebe. So heißt es in einem Prosaspruch der Himmelsgedanken: „Die Liebe ist die einzige wirkliche Macht; alles andere ist entweder Gewalttätigkeit oder Verschlagenheit“.

Diesen Satz könnte man den mehr als 30 Bände umfassenden Reiseerzählungen als Motto voransetzen.

Zwischen 1882 und 1887 schrieb May für Münchmeyer fünf umfangreiche Lieferungsromane (Kolportageromane), die, wie feststeht, vom Verleger im Manuskript vielfach verändert wurden, so daß sie nach gerichtlichem Vergleich nicht unter seinem Namen veröffentlicht werden durften. Wegen dieser Werke insbesondere ist May später heftig angegriffen worden, doch läßt sich gegen sie vom moralischen Standpunkte nichts einwenden, wenngleich sie literarisch wertlos sein dürften. Ein sicheres Urteil wäre nur möglich, wenn die Manuskripte noch vorlägen, um die sich May nie gekümmert hat, da er niemals eine Korrektur las. Auch hier hat ihm seine Sorglosigkeit geschadet.

Im Jahre 1883 siedelte May nach Dresden über und wohnte von da ab zunächst in der Stadt selbst, [247] dann in verschiedenen Vororten, ab 1896 in seiner eigenen „Villa Shatterhand“ in Radebeul. Seine eigentliche Berühmtheit setzt erst seit der Verbindung mit seinem Buchverleger Fehsenfeld (Freiburg) im Jahre 1892 ein. Von 1892 – 1898 erschienen die ersten 27 Bände der „Gesammelten Werke“. Etwa seit 1899 begannen die Preßangriffe gegen May, die sich allmählich zu einer Reihe großer Prozesse auswuchsen, die zur Zeit des Ablebens Mays noch nicht beendet waren. Es ist indessen bemerkenswert, daß May in sämtlichen Instanzen, die er durchfocht, gewann.

May heiratete am 12. September 1880 Emma Pollmer, gegen die er im August 1902 die Scheidungsklage einreichte, worauf die Ehe am 14. Januar 1903 gelöst wurde. Sie starb am 13. Dezember 1917. Am 30 März 1903 verheiratete sich May mit Klara verw. Plöhn, die schon längst eine begeisterte Verehrerin seines Lebenswerkes war und ihn in der symbolisierenden Tendenz seiner Arbeiten offenbar noch bestärkt hat. 1908 unternahm er mit ihr eine Amerikareise, deren literarischer Niederschlag in dem wertvollen Buch „Winnetous Erben“ vorhanden ist. Die May-Pressefehde hörte inzwischen nicht auf, doch gelang es Mays Rechtsnachfolgern, die ärgerlichen Streitigkeiten durch Vergleiche zu beenden. May hinterließ sein ganzes Vermögen einer „Karl-May-Stiftung“, die vom sächsischen Kultusministerium verwaltet wird (Bestand jetzt etwa 90000 Mark) und aus deren Zinsen Schriftsteller und Journalisten unterstützt werden. Ist er auf der einen Seite heftig wie kaum ein anderer beföhdet worden, so wurde er auf der andern Seite [248] gefeiert und verehrt, wie nur selten ein deutscher Schriftsteller. Das eine wird man dabei jedenfalls zugestehen, daß er mit seiner Schriftstellerei das Gute gewollt hat und daß er eine ehrlich gemeinte religiöse und nationale Propaganda getrieben hat, sind doch alle Helden seiner Bücher tüchtige, gottesfürchtige deutsche Männer. Daß er dabei den Klippen der Tendenzschriftstellerei nicht entgangen ist, läßt sich freilich nicht bestreiten. Abgesehen von den bereits genannten Schriften sind als die bedeutendsten anzusehen die sechsbändige Reiseerzählung „Durch die Wüste“ bis „Der Schutz“, die 3 Bände „Winnetou“, die 4 Bände „Im Reiche des silbernen Löwen“. Schwächer sind „Old Surehand“ (3 Bände) und „Satan und Ischariot“ (3 Bände), sowie die in Südamerika spielenden Erzählungen. Seine Weltfriedens- und Organisationsideen entwickelt er in den Werken: „Und Friede auf Erden“ und „Winnetous Erben“.

[(249)]

Karl May an Klara May.

(1903)

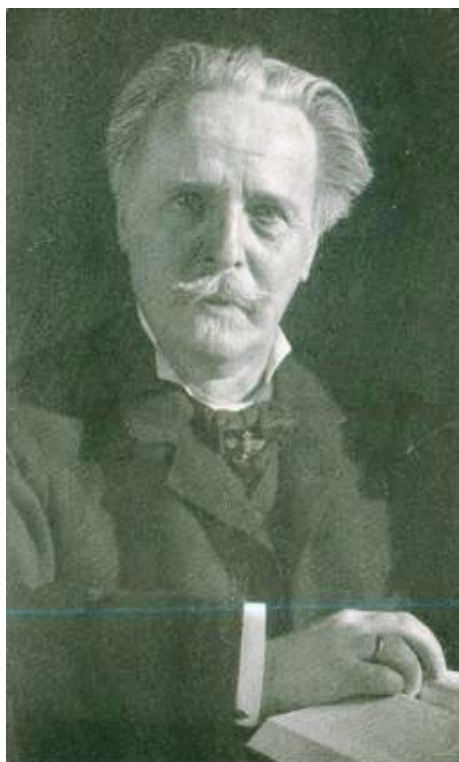
1. Verlöbnis.

Wir strebten beide Hand in Hand
Zum Himmel auf und seinen Sternen,
Doch ist's nicht leicht, nach jenem Land
Die rechte Wanderschaft zu lernen.
Es gibt der Wege allzuviel,
Doch welcher ist der rechte Pfad?
Zeig meinem Auge stets das Ziel
Und sei mein guter Kamerad!

Ragt eine Klippe hier und dort,
Will mich ein Trug zum Abgrund leiten,
So sage mir ein warnend Wort,
Den Sturz, den schweren, zu vermeiden!
Und wenn es uns beschieden ist,
Daß sich ein Feind verborgen naht,
So warne mich vor seiner List
Und sei mein guter Kamerad!

[250]

Und wenn ich schwach und müde bin,
Die schwere Wandrung zu beenden,
So knie freundlich zu mir hin
Und stärke mich mit sanften Händen!
So folgen beide wir der Bahn,
Du durch den Rat, ich durch die Tat,
Und kommen froh und glücklich an,
Ich und mein guter Kamerad!



Karl May.



Klara May.

2. Am Hochzeitstag.

Komm, Lieblich, komm, wir wollen scheiden gehen;
Die Erde hat es uns so leicht gemacht.
Ich kann nicht traurig vor dem Abschied stehen,
Wenn er so froh in deinen Augen lacht.
Wir wollen Hand in Hand uns niederlegen;
Zwei Särge, doch e i n Grab, so soll es sein.
Und über uns des ew'gen Vaters Segen,
Doch nie und nimmermehr ein Leichenstein!

Und rollt die Erde auf die Särge nieder,
So lächeln wir beglückt einander zu,
Man singt uns zwar vielleicht dann Sterbelieder,
Doch die Gestorbnen sind nicht ich und du.
Wir haben ja nur das zurückgegeben,
Was von der Erde uns geliehen war,
Und stehen beide als vereintes Leben
Bei unsern Särgen, wenn auch unsichtbar.

[251]

Die letzte Stunde naht, am Firmamente
Wird Licht um Licht vom Vater aufgestellt,
Er ladet uns zur stillen Jahreswende,
Zum neuen Sein dort in der andern Welt,
Schau auf! Du sollst in meinem Sternen lesen,
Was in den deinen längst geschrieben lag:
Wir sind auf Erden nur verlobt gewesen;
Der Todestag ist unser Hochzeits tag!¹⁵

¹⁵ Dieses Gedicht hat Karl May seiner Frau am Hochzeitstag, am 30. März 1903, ins Stammbuch geschrieben. Genau 9 Jahre später, am 30. März 1912, starb er.

[Diese Fußnote gehört zur Legendenbildung durch Klara May, wie Roland Schmid 1983 in einem Sonderdruck des KMV „Karl May an Klara May“ nachgewiesen hat. Die dort abgebildete Handschrift von Karl May ist datiert: „Letzter Morgen in Riva, Montag 15/12.02“. Lesefehler gegenüber der Handschrift: Zeile 3: „traurig“ statt „trauernd“, Zeile 16 „unsern Särgen“ statt „unsren Särgern“. Die Abschrift ins „Stammbuch“ erfolgte durch Klara May.]

Der abenteuerliche Tag.

Von Prof. Dr. Richard von Kralik.

Gegen Ende der Faschingszeit des Jahres 1898, am 21. Februar, kam die Leogesellschaft in Wien, die sonst an ihren Montagsabenden wissenschaftliche Vorträge und Diskussionen pflegt, auch einmal zu fröhlichem Tun zusammen. Es wurde an jenem Abend zuerst mein Scherzspiel „Rolands Knappen“ aufgeführt. Aber das war unbedeutend neben der Sensation, die durch die Anwesenheit des berühmten Reiseschriftstellers Karl May hervorgerufen wurde. Von allen Seiten drängte man ihn, noch einen kleinen Vortrag zu halten und das tat er denn auch mit größter Wirkung. Er erzählte noch unbekannte Szenen aus dem Leben seines indianischen Freundes Winnetou, dessen Todestag zufällig heute war, er enthüllte erhabene Seelenzüge aus dessen letzten Augenblicken, und so erhob er alle Hörer über die Enge des europäischen Lebens. Als er von der Bühne herabstieg, drängte sich alles herzu, ihm gerührt die Hand zu drücken.

[253] Ich hatte das Glück, am selben Tisch mit ihm zu sitzen, und ich hielt es für schicklich, auch meinerseits ihm gegenüber all das hervorzuheben, was ich an seinen Büchern anerkennenswert fand. Diese waren ja seit kurzem die Lieblingslektüre meines ältesten Knaben, und auch sonst wurden in der Gesellschaft von Alt und Jung fast täglich die Abenteuer des tapferen und glücklichen Reisenden besprochen, ob er nun den fernen Westen Amerikas, das Nilgebiet, die Sahara, das Kurdenland, Arabien oder den Balken bereisen mochte.

Wenn ich mich auch nicht für verpflichtet hielt, alles aufs Wort zu glauben, so imponierte mir doch die Folgerichtigkeit, mit der er die Annahme aufrecht erhielt, selber den Mittelpunkt eines ganzen modernen Epos zu bilden. Es war ganz poetisch gedacht, sich selber ein erhöhtes Phantasieleben in seinen Dichtungen zu stiften. In anderer Weise hat das auch vortrefflich Detlev von Liliencron in seinem Poggfred geleistet. Die packende Anschaulichkeit der spannenden Schilderungen Karl Mays war unwiderstehlich. Sie leistete etwas, was man wohl von den klassischen Rhapsodien der Antike, von den meisterlichen Volkserzählern des Orients verlangte und erwartete. Sie war unmittelbar, sie war ganz und gar nicht „literarisch“ pedantisch.

Allerdings hatten diese Abenteuer etwas Typisches, aber das lag in ihrem Wesen. Wiederholen sich nicht auch alle Typen der Märchen, der Romane, der Epen, der Schauspiele, ja, des Lebens? Es lag in dieser leichten Erfindungsgabe etwas von dem spielerischen Zauber ariostischer Phantasie, von dessen leichtem, **[254]** unbeschwertem Sinn, von dessen Laune mit übersprudelnder Tollheit. Es lag Charakter in dem hartnäckigen und wirkungsvollen Aneinanderreihen eines ganzen epischen Zyklus gleich dem von Roland und Artus. Es lag Größe im Festhalten der eigenen Persönlichkeit. Hat nicht Dante auch eine abenteuerliche Reise ausgeschmückt! Und Grimmelshausen in den simplizianischen Schriften! „Wahrheit und Dichtung“ waren Lebenselemente der berühmtesten biographischen Romane. Es lag nur an der rechten Linie, daß all das nicht in ungewollte Donquijoterie ausartete.

All das deutete ich in längerem wechselseitigem Gespräche mit der gehörigen Bescheidenheit an, und Herr Karl May gab mir in manchem Recht, ohne übrigens aus seiner Rolle zu fallen, wie er sie in allen seinen Schriften festhielt. Auch das gefiel mir an ihm.

Er sagte schließlich: „Ich gebe zu, daß ich wie jeder Reiseschriftsteller meine Berichte stilisiere. Ich muß ihnen ein Gesicht, einen Ton, einen Akzent geben, einen Rhythmus, eine Richtung,[.] Aber ich schreibe keine Romane. Ich habe alles im Wesentlichen so erlebt.“

Als nun einer der Anwesenden meinte, es sei doch sonderbar, daß anderen Reisenden in fernen Weltteilen bei weitem nichts Ähnliches zustoße, da antwortete May: „Ja, das kommt eben davon, daß die meisten Philister sind, wie unsere ganze Zeit, wie unser ganzes Leben philiströs ist. Jeder lebt so, daß ihm nichts Besonderes begegnen kann und soll. Unsere europäische Bildung besteht darin, daß der Zufall, das Ereignis, das Abenteuer, die Überraschung ganz ausgeschlossen ist. Das Leben eines jeden **[255]** Menschen in Schule und Haus, in Amt und Würden, in Ehe und Gesellschaft ist festgelegt und darf sich nicht in Extravaganzen ergehen. Beim geringsten Abgleiten von der Bahn des Philisters wirken sogleich hundert Kräfte zusammen, jene fremde Zutat zu ersticken. Diese Kräfte sind das Gesetz, das Gericht, die Sitte und vor allem die Feigheit.“

„Also glauben Sie, Herr May,“ sagte ein anderer, „daß man immer und überall, hier oder in Asien, ähnliche Abenteuer wie die Ihrigen erleben könnte und müßte, wenn man weniger philiströs wäre?“

„Ja, gewiß!“

„Warum haben Sie uns dann noch keine Abenteuer erzählt, die Sie in Europa, auf Ihren Reisen durch Deutschland erlebt haben?“

„Nun, zum Teil habe ich das ja auch getan. Aber freilich nicht in dem Maß, wie Sie erwarten dürften. Ich muß mich eben hier auch mehr zusammenehmen, um nicht in Zusammenstoß mit der Polizei, mit der Gesellschaft, mit den Irrenanstalten zu kommen. Aber hie und da hab ich's doch auch einen Tag lang versucht, wenn ich's nicht mehr aushielt vor europäischer Langeweile.“

„Ach, versuchen Sie es doch einmal hier! Heute! Morgen! Hier ist Rhodus, hier springen Sie!“ sagte eine junge Dame, ganz glühend vor Aufregung.

„Für heute ist es schon zu spät“, sagte bedächtig schmunzelnd der Gast. „Sie werden wohl alle müde sein. Aber morgen früh können Sie mich in meinem Gasthof abholen. Da werden wir auf Abenteuer ausgehen. Sie werden sehen, daß die Abenteuer auf der Straße liegen.“

[256] „Vortrefflich!“ sagte ein junger Dichter. „Das glaube ich auch. Damit kommen Sie meinen romantischen Neigungen entgegen. Wie gern hätt' ich schon eine Tafelrunde in der Art des Königs Artus gegründet, wo es nicht erlaubt wäre, sich abends zu Tische zu setzen, wenn sich nicht im Lauf des Tages ein Abenteuer geboten hätte. Oder ich dachte auch einmal eine Gesellschaft zu vereinigen, die mitsammen ausziehen und immer das Gegenteil des Hergebrachten tun solle. Also zum Beispiel sollte sie jeden verbotenen Weg, jeden verbotenen Eingang betreten und alle Folgen davon ausnützen. Sie sollte nie zu den gewöhnlichen Zeiten essen und schlafen, nie mit barem Geld zahlen und doch durchkommen. In alle Verhältnisse, die sie anträfe, sollte sie eingreifen, und das alles nur zu dem Zweck, dies Leben nicht so langweilig zu lassen, wie es sonst ist. Wir sind alle Sklaven der Gewöhnlichkeit. Selbst die modernsten Dichter und Künstler wollen eigentlich nichts neues, sie wollen nur auf andere Weise ein zweiter Goethe, ein zweiter Michel-Angelo werden. Was für Möglichkeiten des Lebens, des Denkens und des Schaffens gibt es aber nicht! Und man versucht keine. Nicht einmal die Sozialdemokraten!“

Ich weiß nicht mehr, was noch sonst Kluges oder Törichtes diesen Abend gesprochen wurde. Genug, man trennte sich spät, und in der Tat fand sich am nächsten Morgen um 8 Uhr vor dem Gasthof zur goldenen Ente in der Schulerstraße eine kleine Gemeinde zusammen, die sich dem berühmten Reisenden durch den Pförtner ansagen ließ. Karl May kam auch schon nach einer kleinen halben Stunde aus **[257]** seinem Schlafzimmer herunter, stürzte ein Schälchen Kaffee hinab und stellte sich uns zur Verfügung. Er war zu unserer Enttäuschung in gewöhnlichem Stadtanzuge. Auch fanden wir keine Pferde, geschweige denn Kamele oder Mustangs vor dem Hotel. Als einer darüber eine scherzhafte Bemerkung machte, sagte Karl May: „Lassen Sie uns ganz einfach mit dem Omnibus in die abenteuerliche Welt einfahren!“ Eben waren wir auf den Stefansplatz gekommen, als ein Stellwagen nach Währing vorbeifuhr. Man winkte ihm, und unsere Gesellschaft stieg ein.

Der rumpelnde, humpelnde Stellwagen brachte die eng zusammengepreßte Gesellschaft durch die Straßen der Vorstadt in den damals aus dörflicher Idylle zur Nebengroßstadt aufwuchernden Vorort Währing. Wir stiegen am Zielpunkt des Wagens aus und gingen ohne Verabredung weiter hinaus, bis wir zur sogenannten Türkenschanze kamen, jenem hochgelegenen, weiten Hügelrücken, auf dem sowohl im Jahre 1529 wie 1683 ein Hauptlager der belagernden Türken gewesen sein soll. Von eigentlichen Schanzen sieht man wohl nicht mehr viel. Nur der Name haftet an dem Ort und an dem ziemlich öde gelegenen Wirtshaus auf der Höhe. Um die Abhänge ziehen sich gegen die Täler von Weinhaus und Salmansdorf beiderseits Weinberge hin.

Als wir eben ins Wirtshaus eintreten wollten, um uns zu großen Taten zu stärken und einen Kriegsplan zu halten, da tönten von der Seite von Weinhaus und Plötzleinsdorf herauf fremdartige Töne, mehr einer Katzenmusik als einer türkischen Musik gleichend, Becken, große Trommel und andere Lärminstrumente. **[258]** Da wir uns erstaunt umsahen, bemerkte der dastehende Wirt mit gravitätischer Betonung, das sei der Hernalser Faschingszug, der seit gestern Nachmittag die ganze Nacht von einem Wirtshaus ins andere gezogen und nun auch als letztes Ziel das Türkenwirtshaus besuche; denn bekanntlich sei dieser Zug, eine Erinnerung an die Türkenbelagerung, seit 1683 in pietätvollem Gebrauch, in der letzten Zeit allerdings etwas abgekommen, nun aber wieder in neuer Aufblüte begriffen, da man in diesen schweren Zeiten wieder eine

Aufmischung brauche. Und er erzählte uns noch manches, wie der und jener gute Altwiener, Berühmtheiten dieser äußersten Gründe der Hauptstadt, sich zu fröhlichem patriotischem Tun zusammengetan hätten, wie eine neue Begeisterung sich der unbedingten Pflicht der Lustigkeit zugewandt, was für neue behördlich genehmigte Jux- und Hetzvereine sich gebildet und so weiter.

Während er so sprach und wir andächtig zuhörten, kam der Höllenlärm immer näher. Wir traten heraus und sahen den Hohlweg herauf schon die barbarische Festschar anrücken. Es waren Türken der türkischsten Art, wie um ganz Europa über den Atlantischen Ozean hin in die Flucht zu schlagen. Ein Glück, daß diese Faschingstürken, sich selber übertürkend, auch bereits auf dem höheren Standpunkt der Selbstübergipfelung angekommen waren! Sie wüteten nicht nur gegen die armen Christensklaven und Christensklavinnen, die sie in Ketten mit sich schleppten, sondern auch gegen sich selber, so weit es ihr Zustand zuließ, der einen hohnvollen Abfall vom Glauben des weinverdammenden Propheten darstellte.

[259] Mit Tumult und fanatischem Allahgeschrei nahm die Horde Besitz von dem Wirtshaus. Die unmöglichsten Gestalten mit den grausam falschen Bärten mußten, so schien es, schon durch ihr bloßes Auftreten und durch ihren Lärm alle Kultur ins Nichts zerstampfen. Man wunderte sich, daß das Haus, die Wände und Stühle, die Weingläser und Teller sich vor ihnen nicht in Schutt und Scherben auflösten. Wir waren in eine Ecke zusammengedrängt, fast auf ein Nichts zusammengepreßt. Wir hielten uns für verloren.

Da sprang aus dem Chaos der Barbarei ein kleines groteskes Männlein hervor, es hatte nichts Humanes an sich, nur Orientalisches, kein Gesicht, sondern nur Bart und Krixelkraxel, keinen Leib und keine Glieder, sondern nur Fetzen, Flecken, wehende Draperie, Bewegung, Gewirbel. Es war ein lebendiges Besteck von Waffen. Es hatte keine Sprache, sondern nur Geberden, Spucken, Sprudeln, Würgen, Räuspern von grausamen Kehllauten, eine täuschende Parodie auf das edle Wüstenarabisch der Hamasa. Dieses Wesen stürzte auf unsern Karl May zu, packte ihn zuerst an den beiden Händen, den Armen, den Schultern, drehte ihn herum und hinum, umarmte ihn, schien ihn geradezu verschlingen zu wollen – bis der Gequälte anfang ungeduldig zu werden und außer Atem zu schreien: „Was will dieser Kerl da! Schafft ihn doch einmal fort! So was kann einem doch nur in Österreich passieren!“

Da sprang der kleine Kerl wie im Tiefsten beleidigt plötzlich zurück, schlug mit beiden Händen ein Rad, warf den Bart gen Himmel und rief kreischend: **[260]** „O Allah il Allah! Ist es möglich! Du bist nicht Kara Ben Nemsî? Denn sonst könntest du nicht deinen besten Freund verkennen, deinen getreuen Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abbul [Abdul] Abbas Ibn Hadschi Dawud al Gossarah, ihn, der mit dir alle Gefahren der Wüste, der Salzseen, der Heilquellen, des Samums, der Pest, der Räuber und Mörder durchgemacht! Ihn, der nur den einzigen Schmerz an dir erlebt hat, daß er dich nicht zum alleinseligmachenden Islam bekehren konnte! Nun komme ich so viele Meilen weit daher, um dich in Dresden aufzusuchen und dir mitzuteilen, daß ich endlich meine Wallfahrt nach Mekka vollendet habe, das heißt, fast vollendet habe, denn ich will mit der nächsten Karawane hin. Diesen braven Türken da hab ich mich angeschlossen und hab das Glück, dich schon hier vor Wien zu treffen, und du schämst dich meiner? Du willst mich nicht anerkennen? Ha, diesen Treubruch will ich, wenn wir uns nur wieder einmal in den Wüsten Arabiens treffen, meinem Stamm erzählen, und er soll mich an dir rächen!“

Karl May wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Sollte er lachen oder schelten? Er blickte umher. Er sah, daß sich ein Kreis um ihn und den Kleinen bildete, daß er immer mehr und mehr der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit wurde. Er schaute wieder nach uns hin, dann auf die andern, auf den angeblichen Hadschi Halef Omar Ben Hadschi und so weiter. Eben wollte er sich entschließen, gute Miene zum Spiel zu machen und jenem die Hand hinzuhalten, schon nahm er auch einige orientalische Worte auf die Zunge, – da wurde die Aufmerksamkeit der **[261]** ganzen Gesellschaft plötzlich auf einen andern Gegenstand abgelenkt.

Einer der wienerischen Türken, ein dicker Bäckermeister von Hernals, der den Kara Mustapha vertrat, riß sich wie in Verzweiflung den falschen Bart vom Gesicht und den Turban vom Kopf und vollführte ein gar entsetzliches Getöse, das nicht nur dem Rausch entstammte, sondern andern, erheblicheren Gründen. Einer seiner guten Freunde, seinem schneiderhaften Ansehen nach ein hagerer Derwisch, hatte ihm eben die Schreckensbotschaft gebracht, der junge Volksschullehrer Koloman Fuchswinkler, ein schneidiger Janitschar, sei in der letzten Nacht mit des Bäckermeisters schönem Töchterlein Serafine, welche die Schar der christlichen Sklavinnen geschmückt hatte, durchgebrannt. Aber nicht das allein. Die beiden Ehrvergessenen hatten offenbar den nächtlichen Rummel benutzt, die nicht allzu einbruchssichere Kasse

des Vaters erbrochen und den alten, treuen Geschäftsführer ermordet und beiseite geschafft, denn er sei nicht aufzufinden. Die Polizei habe die Spuren des Verbrechens bereits am Tatort untersucht und setze den Flüchtigen nach. Auf die Auffindung der Leiche sei ein Preis gesetzt.

Da rief einer aus unserer Gesellschaft: „Nun, Herr May, nun zeigen Sie, was Spürsinn, Energie, Mut, Todesverachtung vermag! Führen Sie uns! Befehlen Sie über uns! Sie werden zweifellos dies Geheimnis, dies Verbrechen aufdecken. Wer weiß, ob hier nicht noch Dinge aufkommen, von denen die europäische Polizei keine Ahnung hat!“

Nun stellten wir unsern Gast der ganzen Menge, [262] die dort herumtobte, feierlich vor als den berühmten Forscher und Reisenden. Einer oder der andere dieser sonst ganz unliterarischen Leute schien eine Ahnung von ihm zu haben, einige christliche Sklavinnen hatten den Winnetou und anderes aus der Leihbibliothek kennen gelernt. Aber auch die andern, die nichts von ihm gelesen hatten, waren von der Person eines Autors begeistert, der nicht nur „Bücheln“ schreiben könne, sondern sie auch erlebe und allenfalls sie auch andere Leute erleben lassen könne. Man ließ ihn leben, leerte die Gläser auf ihn, setzte die Waffen in Bereitschaft und war in der tollsten Faschingslaune zu allen Schandtaten bereit.

Da man auch im Tal des Krotenbachs zwei Polizeimänner reiten sah, machte man sich sogleich ohne Kommando nach dieser Richtung auf, und Karl May wurde mehr mitgezogen, als daß er Gelegenheit fand, die andern mit sich zu reißen.

So war man in aufgelösten Schwärmen bis nach Sievering gekommen. Da verbreitete sich das Gerücht, man hätte verdächtige Gestalten in den dortigen Steinbruch sich zurückziehen gesehen. Sie wollten sich gewiß dort der Pulver- und Dynamitvorräte bemächtigen, sie würden zweifellos den ganzen Berg in die Luft sprengen und das Tal begraben, wenn man ihnen nahte. Die Unternehmung stockte bei diesen Aussichten, und nun rief alles nach dem Häuptling Karl May.

Der kleine Hadschi Halef sprach mit seinen gurgelnden Kehllauten auf ihn hinein, gemischt mit verständlicherem Wienerisch, hier sei die Lage genau so wie einst im wilden Kurdistan, da es sich darum [263] handle, wer von beiden Teilen den andern in den Kenet treibe und vernichte. Schon ordnete er als Unterfeldherr Mays eine Umgehung von phantastischer Kompliziertheit an – da brach eine wilde Rotte aus dem Steinbruch hervor, umzingelte unsere ganze Expedition und warf sie nieder.

Erst nach vollendeter Niederlage stellte sich heraus, daß das ganze auf einem bedauerlichen Irrtum beruhte. Der Überfall war von dem lokalpatriotischen Verein, genannt „die Krapfenwäldler Wülden“ ausgeführt worden. Sie hatten uns für einen Konkurrenzverein gleicher humanistischer Tendenz gehalten und sich diesen kleinen Scherz erlaubt. Dessen Zweck war natürlich nur die höhere Erfreuung des Gemüts. Darum wurde gemeinsam beschlossen, ein Verbrüderungsfrühstück im Krapfenwäldchen abzuhalten, sodann aber die Hetze weiter in brüderlicher Einigkeit fortzusetzen.

Als man sich aber dem Ort näherte, stellte sich heraus, daß jener Konkurrenzverein, genannt die „Wüldgrube“, bereits Besitz genommen hatte vom sagenumwobenen Krapfenwald. Er hatte mit dem Wirte abgeschlossen und die herrlichen Föhren des dortigen zauberischen Hains bereits mit den feenhaften Faschingskrapfen geziert, die nach der alten Sage einst dort wirklich an den Bäumen gewachsen waren. In dem kurzen Kampf, der sich nun um die heilige Stätte entspann, unterlag leider unsere Sache, da die Unsern bereits zu erschöpft waren und ihnen überdies der Genius des guten Rechts nicht genügend beistand.

Man beschloß also, zur Wildgrube weiter zu abenteueren, [264] da auch gewisse Spuren in diese Richtung wiesen. Als man zu der schaurigen Schlucht kam, da packte alle ein kaltes Grausen, und erst auf wiederholtes Zureden wagte es einer nach dem andern, den Waldpfad zu betreten, der überm Abhang hinzieht, vom Abhang noch überragt. Da – stockte alles. Man hatte vor sich mitten auf dem Weg einen liegenden Menschen erkannt. Bevor man es wagte, sich ihm zu nahen, schrie alles auf, um ihn, wenn er doch am Ende nicht tot sei, zu erwecken und ihm zur Flucht Zeit zu lassen. In der Tat – die Gestalt erhob sich, rieb sich die Augen und sah uns kommen. Der Ausdruck war ein friedlicher, ungefährlicher.

„Wer da?“ riefen wir ihn doch zur Vorsicht an.

„Ich bin der Einsiedler vom Bisamberg. Kniebeiß ist mein bürgerlicher Name,“ sagte der Angeredete. „Ich bin gestern abends ausnahmsweise nach Wien herübergekommen, um das sittenlose Großstadttreiben mit Schauern anzusehen. Spät in der Nacht zog es mich nach üblen Erfahrungen in meine philosophische Einsamkeit zurück. Ich muß aber den Weg verfehlt haben. Es scheint, ich bin eingeschlafen.“

Wir fragen ihn aus, ob er nichts Verdächtiges gesehen. Er brach zuerst in lautes Weheklagen aus über die Sündigkeit der Welt und sagte dann ruhiger: Nein, er habe nichts gesehen. Er wollte sich uns anschließen, uns zu helfen. Er bedürfe aber dringlichst einer Stärkung seiner Lebensgeister. Ein mitleidiger „Wilder“ zog eine Flasche aus seiner Hosentasche und labte den Armen. Dann ging es weiter.

Wir kamen in die Nähe des Sievinger Brunnls, wo altgermanische Hagedisen oder Hexen eben ihre **[265]** schauerhaften Gebräuche abhielten, um im trüben Spiegel der heiligen Quelle die Gewinnstnummern der nächsten Lotteriezuehung zu erlesen. Da sie uns keine Antwort auf unsere Frage gaben, machten sie sich der Mitschuld verdächtig und die Hexenzunft wurde mit Steinen beworfen.

Aber auf ihr Hilfesgeschrei waren ihre Rächer gleich bei der Hand. Dort oben auf dem Hermannskogel tagten nämlich bei Feuerbränden und Methörnern die Götter und Göttinnen der germanischen Walhall, angeführt und geleitet von dem vortrefflichen Barden Guido Still. Die kamen nun mit ihren Einheriern und Walküren angestürmt auf die Jägerwiese und strafften die Unbill, die den getreuen, frommen Hagedisen angetan worden, durch gänzliche Zerstreung unserer Schar.

Erst am Ufer der Donau bei Nußdorf fand sich wieder der größte Teil zusammen, nachdem er die Schluchten des Wiener Waldes durchirrt hatte. Sieh da, was hielt hier unsern Weg wieder auf? Die Nibelungen waren aus Xanten am Rhein über Köln und Worms vollzählig die Donau herabgefahren, vom Verein „Bechelaren“ eingeladen, um hier die Hochzeit Kriemhilds und Etzels noch einmal zu feiern und eine Verbrüderung des rheinischen und Donauer Karnevals herzustellen.

Wie gerne wären einige von uns dabeigewesen. Aber es galt, die Spuren der Verbrecher nicht zu verlieren. Diese schienen über die Donau hinüberzuweisen. So überschritten wir denn die große Donaubrücke und kamen in eine Au, wo wir erwarteten, die Lösung des Rätsels zu finden. Aber wie prallten **[266]** wir zurück, als wir da eine Schar paradiesisch unbekleideter Menschen im Wellsande sonderbare Übungen vornehmen sahen! War das goldene Zeitalter wiedergekommen? Nein, es war ein Naturheilverein, der in der Abhärtung so weit, ja bis über die Grenzen des Gewöhnlichen gegangen war. Hätten wir die Szene in der Sezession gemalt gesehen, so hätten wir versucht, sie ästhetisch zu würdigen. Hier aber, vor der Natur, rissen wir einfach aus, vom Grausen gepackt, und schüttelten selbst die Erinnerung wie ein beängstigendes Traumbild von uns. Ach, leider ist uns das Paradies für immer entschwunden.

So kamen wir an die mäandrisch verschlungenen Donauarme des alten Strombetts. Wir waren ratlos, wie da weiterzukommen wäre. Hu, da erscholl gar aus den Wassern ein betäubendes Indianergeheul. Und wirklich flitzten alsbald über die Wasserfläche heran unzählige Kanoes mit indianermäßig geschmückten Ruderern. Es waren die Mitglieder zweier Regattavereine, die eben ihre Evolutionen dem Fasching zu Ehren ausführten. Einige von ihnen waren mir bekannt, ich winkte ihnen, und bald brachten sie ihre Huldigungen dem großen weißen Bruder, dem Bleichgesicht Old Shatterhand, dem Freunde des Apatschenhäuptlings Winnetou. Auch erboten sie sich, uns alle überzusetzen in das Wirtshaus zum Franz-Josephsland, wo bereits eine große Menge von Wienern tafelte, und wo wir vielleicht näheres über unsere Sache erfahren konnten. Und wirklich, dort im Franz-Josephsland saßen ganz gemütlich die beiden Entflohenen, der Lehrer und die Bäckerstochter. Der Vater donnerte auf die los. Man verstand **[267]** nicht recht, was bei seinen Vorwürfen noch im Hintergrunde lag. Uns allen taten die jungen Leute leid. Freilich drückte uns auch der böse Verdacht des Raubes und Mordes. Aber siehe, da kam der vermißte und für tot betrauerte Geschäftsführer auch schon ganz atemlos herbei. Er hatte seinen Herrn überall gesucht. Die Kasse hatte er nur deshalb geöffnet, um eine Zahlung einzulegen, die unerwartet in Abwesenheit des Meisters eingelaufen war. Dabei habe er aber die Kasse gegen seine Erwartung leer gefunden und darüber war er so erschrocken, daß er fortrannte, den Meister aufzusuchen. Er konnte ihn aber nicht früher finden als eben erst jetzt, nachdem er ihm überall nachgefragt hatte. Hier bringe er nun das Geld.

Sehr beschämt gestand der Bäckermeister, er selber habe seine Kasse ausgeleert, um für den Faschingszug seinen Freunden mit dem nötigen Gelde auszuweichen. Ihn hatte vor allem das geärgert, daß durch die Öffnung der Kasse ihre Leerheit zur allgemeinen Kenntnis kam. Er lobte nun aber den treuen Geschäftsführer und nahm das höchst willkommene Geld gern in Empfang.

Die ganze abenteuerliche Gesellschaft bat ihn nun, seine Einwilligung zur Heirat zu geben. Hätte das Paar auch wenig Aussichten, so solle man das Leben doch nicht so schwer nehmen. Aber der Bäckermeister wollte nicht. Das Leben sie doch kein Faschingsfest. Einmal im Jahr könne man aufhauen, aber nicht das ganze Jahr fort.

Da kam aus der Menge eine grauenhaft komische Erscheinung hervor. Wir wußten nicht, war es **[268]** eine Karnevalsfigur oder ein Wahnsinniger oder ein Strolch.

„Ich bin,“ sagte er, „der ewige Jude Ahasveros. Seht meine eisernen Stiefel an, mit denen ich schon seit neunzehn Jahrhunderten herumwandere. Denn ich darf weder Tag noch Nacht rasten. Darum erlaubt, daß ich, indem ich zu euch spreche, auch alleweile um euren Tisch herumwandere und die Reste Bier austrinke, die jeder stehen läßt, denn vor mir darf nichts stehen bleiben.“

Nun hielt er eine Lobrede auf Karl May, den zweitgrößten Reisenden nach ihm, erzählte, wie er ihn da und dort getroffen, und befahl endlich dem Bäcker bei der Strafe des ewigen Zorns, die jungen Leutchen heiraten zu lassen, sonst wolle er ihn beim Kragen nehmen und ihn mit sich um die ganze Welt schleppen.

Natürlich ging endlich der gemütliche Bäcker auf den Spaß ein und traktierte mit Einsatz des empfangenen Geldes alle Anwesenden zur Feier der Verlobung.

Wie lange sie dort beisammen blieben, weiß ich nicht. Wir andern eilten, da es schon Abend wurde, in die Stadt zur Faschingsdienstags-Redoute. Und dort erlebten wir erst die größte Überraschung. Denn auf einmal näherte sich ein Indianer in halbeuropäischer Tracht mit Zylinder und Lackschuhen, aber sonst mit allem Indianertrödel behangen, unserem lieben Gaste Karl May und begrüßte ihn als Old Shatterhand. Und als dieser etwas erstaunt war, rief er:

„In der Tat, mein weißer Bruder, du hast recht, bei meinem Anblick zu erschrecken; aber ich bin kein **[269]** Geist, sondern in Wirklichkeit dein Freund und roter Bruder Winnetou. Ich war zwar gestorben, wie du so schön beschrieben hast, aber ich bin wieder lebendig geworden und du kannst noch einmal zwanzig Bände über mich schreiben. Komm, ich erzähle dir und allen diesen Bleichgesichtern beim Champagner, wie alles so wunderbar zugegangen ist.“

Da stellte sich denn bald zu allgemeinem Ergötzen heraus, daß dieser Winnetou und der Hadschi Halef und noch einige der Mitwirkenden bekannte Maler waren, Freunde unseres Freundes, des Malers Noltsch, der gestern in der Leogesellschaft war und alles angestiftet hatte. Sie hatten sich und andern den Spaß geleistet, auch sonst in das zufällige Wirrwarr des Faschingstages einige Methode gebracht.

Karl May ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen, sondern sagte, den Spitzkelch erhebend:

„Sehen Sie, meine Herren, das Leben ist wirklich nicht so langweilig, wenn man nur selber nicht langweilig ist. Sie haben mit mir einen abenteuerlichen Tag erlebt, denn ich bin wie Falstaff nicht nur selber witzig und abenteuerlich, meine Gegenwart macht auch andere witzig und abenteuerlich. Wie es heute an einem einzigen Tag mit einem kleinen Kreise war, so könnte und sollte es eigentlich alle Tage und auf der ganzen Welt sein. Aber leider ist morgen Aschermittwoch, und ich muß auch wieder weiterfahren. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ riefen wir ihm alle zu.

[(270)]

Aus schweren Tagen.
Von Hans-Erich Tzschirner-Bey.

©

[(303)]

Die Kritik über Karl Mays Selbstbiographie.

Von Fritz Prüfer.

©

[[314]]

Zur Psychologie der Volksliteratur.

Karl May, Robert Kraft, Friedrich Gerstäcker, Alexander Dumas.

Von Dr. Charlotte Bühler.

©

[(329)]

Liebe.

Ich will dich auf den Händen tragen
Und dir mein ganzes Leben weih'n,
Ich will in deinen Erdentagen
Dir stets ein treuer Engel sein.
Ich will an deinen Blicken hangen
Mit selig froher Liebeslust
Und nichts auf dieser Welt verlangen,
Als nur zu ruh'n an deiner Brust.

Ich will dir einen Thron erbauen,
Dir, der ich stets zu eigen bin.
Auf dich allein will ich nur schauen,
Du meine Herzenskönigin.
Ich will dir deinen Thron bewahren
In meines Herzens tiefstem Schrein,
Bis man nach dir geweihten Jahren
Mich legt ins kühle Grab hinein.

(1864)

Karl May.

Gedichtet und komponiert für den Gesangverein Lyra zu Ernstthal.

Das Geburtshaus meines Mannes.

Von Klara May.

Da liegen sie vor mir, die beiden Bildchen. Wenn sie sprechen könnten, was würden sie alles erzählen? Ich verstehe ihre stumme Sprache und vermag ein wenig davon auszuplaudern. Könnte ich von allem berichten, was diese einfachen Wände von meines Mannes Geburtshaus umschlossen hielten und miterlebten im Laufe der Jahre, ließen sich wohl Bände damit füllen. Und auch das vergilbte Bildchen von Karl Mays Geburtsort, das meine Leser mit den Hausbildchen zusammen in dem vorliegenden Jahrbuch finden, zeigt kraß die engen Grenzen, in denen sich das Leben der armen Bevölkerung zu jenen dunkeln Zeiten abspielen mußte. Nur ein starker Geist konnte in diesen Engen bestehen und in ihnen Nahrung schöpfen für ein überreiches Leben, überreich an Prüfungen und Erfolgen.

Vom „Weberelend“ hörten vielleicht schon viele; was es aber heißt, selber als ein armes kleines Stiefkind des Glücks darin zu leben, aus ihm hervorzusteigen, das kann kein Mensch restlos erfassen, der nicht in engster Berührung trat mit diesen im Schatten [331] des Lebens geborenen Wesen. Ein ganz kleines Bild von jenem Weberleben können sich diejenigen machen, die nur am Tisch der heutigen Kriegskost zehren, die keine erhöhten Einnahmen haben und keinerlei Bezüge „von hinten herum“. Aber auch dieses Leben ist glänzend, verglichen mit jenem.

Mein Mann erzählte mir zuweilen, wie es in seiner Kindheit war, da in dem einfachen Weberhäuschen. Es geschah meist dann, wenn ich unzufrieden mit seiner einfachen Lebensweise, seinem Essen war, denn das war überhaupt ein heikler Punkt in unserer Ehe. Ich konnte ihm den Mittagstisch nie einfach und bescheiden genug herrichten.

In seinem Geburtshäuschen war Schmalhans immer Küchenmeister, zu jener Zeit ganz besonders. Die Kartoffeln wurden gezählt, und die Schalen fand man genau so schmackhaft wie die köstliche Frucht, und wenn sie auch noch so viel Faulflecke hatte. Als Zuspeise wurde in reicher Zeit für die ganze Familie ein Hering gegeben, dem man das Salz nicht abstreifte, in dem er behaglich geruht. Die Kartoffeln wurden mit dem zuge teilten Stück in Berührung gebracht, damit sie etwas von dem Aroma des Fisches annahmen, und erst mit der letzten Frucht wanderte die Beilage in den Magen. So blieb die Einbildung, daß man Hering und Kartoffeln gegessen hatte. Aber so lukullische Genüsse gab es nicht oft. Des Vaters Wochenlohn, zwei Taler, gestatteten solche Ausgaben gewöhnlich nicht; war doch nicht allein für das Essen zu sorgen, sondern auch für viele andere Nebendinge. Dazu kam der überreiche Kindersegen – Karl May hatte 14 Geschwister, von denen [332] er schon in jungen Jahren zehn durch den Tod verlor –



Das Geburtshaus Karl Mays
wie es heute noch in Hohenstein-Zustthal steht.



Der hintere Teil des Geburtshauses von Karl May.
(Die Frau ist eine Nichte Karl Mays mit ihrem Kind.)

und wenn jedes dieser kleinen Wesen auch noch so wenig für sich beanspruchte, im Reiche der Armut war es dennoch viel, und auch damals war der Tod wie die Geburt mit empfindlichen Kosten verknüpft. Wenig konnte in dieser harten Zeit die geplagte Mutter zum Wochenverdienst beitragen, wenig die alte, treue Großmutter. Aber alle halfen, so gut es eben ging. Alle nähten Handschuhe mit der Hand; denn Maschinen gab es noch nicht, und wenn in der Woche auf diesem Wege noch zwei gute Groschen besonders verdient waren, dann konnte man daran denken, ein „Fest“ zu feiern.

Man kaufte dann Dreierbrötchen und zwar alte, weil der Bäcker davon mehr gab als von frischen. Ein bißchen Schimmel machte nichts aus; im Gegenteil, von der schimmlichen Sorte gab es ja noch mehr, und deshalb waren sie beliebter. Diese Dreierbrötchen wurden jedem zugeteilt. Die Mutter bereitete dann einen dünnen Kaffee, und die Wirtschaftskasse spendete drei Pfennige für Zucker, um das Gebräu zu süßen. Heiß kam es auf die eingeschnittenen Dreierbrötchen, weichte sie auf und machte sie auf diese Weise eßbar. Aber ein solches Festessen konnte man sich nur selten leisten; in der übrigen Zeit ersetzte Schwarzbrot diese Leckerei, und auch der Zucker fehlte.

Diese Wochenspeise war meines Mannes Hauptnahrung, so daß er sich an sie gewöhnt hatte und bis zu seinem Ende mit Vorliebe trockenes Brot und schwarzen Kaffee zu sich nahm als einzige Mahlzeit, ohne Zucker, ohne Milch; nur den einstigen, jetzt ach so modernen Kriegskaffee liebte er nicht mehr; darin **[333]** war er ein Feinschmecker geworden. Die beste Bohnensorte wollte er, und der Kaffee mußte so stark wie möglich gekocht sein. Aus Sumatra hatte er sich einmal einen Zentner feinsten Kaffee mitgebracht; den bereitete er für seine Gäste nach dortiger Art mit Vorliebe selber und konnte davon unglaublich viel genießen.

Die Gewohnheit des Einfachen war ihm aber auch in allem andern Essen geblieben. Eine Schüssel Quark und Kartoffeln – das war ihm lieber als die erwählteste Speisenfolge.

Butter gab es in dem Weberhäuschen noch weniger, als heute die Kriegszeit uns vergönnt. Hammeltalg mußte zu allem dienen, weil er damals das billigste war. Dennoch war man zufrieden, wenn man sich nur an Kartoffeln sättigen konnte, aber oft war auch das nicht möglich. Und es wird noch nicht vergessen sein, daß einmal in einem dieser erzgebirgischen Weberdörfer fast kein einziger Mann an seinem Webstuhl war; alle saßen sie wegen Diebstahls. Die Not der Familie, der nagende Hunger, zwang die Ärmsten, die Schranke des Gesetzes zu übertreten, die straflos der Besitzende heute tausendfach übertritt. Einen kleinen Begriff von dem Weberelend der Vergangenheit gibt uns dieser Krieg. Dinge, an die wir sonst nicht dachten, treten auch uns heute breitspurig in den Weg, wie damals jenen Armen.

Oft mußten die Kinder zu den Wohlhabenderen gehen und um Kartoffelschalen bitten, aber auch diese gab man nicht gern, da diese Besitzenden die Abfälle vom eigenen Tisch für ihr Vieh brauchten. So kam es, daß manche Nacht der Hunger die Kinder quälte **[334]** und Wasser ihn nicht stillen wollte. Unerbittlich harte Strafen mußten verhängt werden, um Hungergequälte einigermaßen von Übertretungen der scharfen Gesetze abzuschrecken. Zeit und Gesetz überboten einander in mitleidloser Härte.

Viel hat sich geändert seit jenen Tagen. Ein alter Herr, ein Oberstaatsanwalt, sagte mir unlängst, heute wären solche Strafurteile wie damals nicht mehr möglich. Man ist menschlicher geworden, aber um so unmenschlicher ragen die Tatsachen der Vergangenheit in die Gegenwart hinein ... Ein anderer moderner Richter, auch schon ein alter Herr, den sein Beruf im späteren Prozeß meines Mannes gegen seine Widersacher zwang, Einsicht in alles zu nehmen, was sich einst abspielte, sagte unserem Anwalt: „Heute würde sich kein Richter finden, der einen Karl May verurteilt.“ Er hatte jene „Dämmerzustände“ richtig erkannt, die damals den Psychiatern noch dunkel waren.¹⁶

Doch zurück zum Weberhäuschen. Oben unter dem Dach war die Schlafstätte der heranwachsenden **[335]** Kinder in der treuen Obhut der Großmutter. Im ersten Stock wohnten die Eltern mit den kleinsten Geschwistern. Zu ebener Erde ist nur ein Raum, in ihm stand eine Wäschemangel; sie brachte „viel“ Geld ein, manchen Tag einen Dreier und mehr; dafür gab es dann aber auch wieder Tage, an denen das

¹⁶ Dr. R. Hennig behandelt in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen viele analoge Fälle. Gleich ihm hat eine große Zahl Wissenschaftler diese abnormen Erscheinungen bei hervorragenden Menschen festgestellt, die nicht, wie einst mein Mann, durch qualvolle Enge in Not und Verzweiflung getrieben wurden. Sagt doch Friedrich Nietzsche: „Der Dichter hat eine Nachbarschaft zum Verbrecher.“ Würde man, wie eine Tat, die uns Untat scheint, entstand, wer weiß, ob sie dann uns noch Untat schiene? Hermann Popert schildert in seinem vorzüglichen Buch „Harringa“, herausgegeben vom „Dürerbund“, wie der urteilende Richter die Entstehung der Schuld nachprüfen soll, bevor er zu einem Urteil schreitet.

Geschäft nicht „blühte“.

Die Wurzeln des alten Weberhäuschens stecken in einem mittelalterlichen Boden; viel Leid ging daraus hervor und doch auch manche stille, bescheidene Freude. Der einfache Hausrat ist nicht ohne Poesie, so plump und bunt er uns auch erscheint. Alles ist Heimarbeit, eigenartig und paßt in den Rahmen. Der Webstuhl nimmt den breitesten Raum im Zimmer ein, dann kommen der große Eßtisch und das Bett, die wichtigsten Gegenstände eines solchen Haushaltes; aber auch die selbstverfertigte Weihnachtspyramide fehlt nicht, denn dort kennt man nicht den grünen Weihnachtsbaum.

Aus Holz schnitzt man sich eine Pyramide und umgibt deren Fuß mit einer Krippe, den Aposteln und all den lieben, vertrauten Gestalten aus der Bibel. Schon lange vor dem Feste ist die Weihnachtspyramide mit ihrem Schmuck ein Ereignis, dem man sich nach des Tages Arbeit widmet. Aus Gold- und Silberpapier schneiden fleißige Hände neuen Schmuck, Blumen und Ketten; vielleicht auch einen neuen Engel. Wochenlang wird das Fest besprochen. Und ist dann endlich die feierliche Stunde da, in der die Familie beim matten Kerzenschein die wenigen und durchweg nützlichen Gebrauchsgegenstände einander beschert, dann ist man in der Weberfamilie ebenso [336] glücklich wie in vom Schicksal begünstigteren Kreisen. Noch lange leuchtet der Stern der Liebe in den Herzen nach und erhellt mit freundlichem Glanz ihr Dasein.



Hohenstein-Ernstthal im Jahre 1854.

Heute ist diese bittere Armut in den erzgebirgischen Weberdörfern nicht mehr so zu finden wie damals vor fünfzig Jahren. Heute haben große Fabriken die Hausweberei fast ganz aufgehoben. Alles ist anders, und Gott sei dank, meistens besser geworden; so furchtbar wie zu meines Mannes Jugendzeit ist die Not nicht mehr, und um ein paar Lichtstümpfchen zertritt man heute nicht mehr das Leben eines Menschen und gibt ihn dem Wahnsinn preis. Mir war es oft unverständlich, wie man ein Herz voll Liebe und Gottvertrauen behalten konnte bei all den unbarmherzigen Schlägen, die Unverstand und Unduldsamkeit ausgeteilt hatten. Und doch – wenn mein Mann von seiner reizlosen Heimat sprach, lag so viel verklärende Liebe über allen seinen Worten, daß sie in der Erinnerung schön wurde. Für alles Harte hatte er Milderungsgründe und für jedes Vergehen an ihm selber nur Verzeihung. „Es mußte so kommen, wie es kam,“ sagte er mir dann oft, „ich mußte die Hölle des Lebens kennen lernen, um durch sie umso sicherer den Himmel zu finden und ihn denen zu zeigen, die nach ihm verlangen.“ Nie hatte er ein böses Wort für seine Peiniger; mit gleicher Herzenswärme umfing er Freund und Feind, Gegenwart und Vergangenheit.

So blieb er auch innerlich verwachsen mit dem alten Bau, und die kleinen munteren Eidechsen in unserem Garten mögen ihn an seine Lieblinge im Froschteich des Weberhausgärtchens erinnert haben. [337] Der Garten hinter dem Weberhäuschen ist verschwunden wie lange vorher schon der „Froschteich“. Bald mag auch wohl das morsche Häuschen der Fabrik verfallen, die schon den Garten verschlang. An Karl Mays Liebe zu den kleinen munteren Eidechsen in unserem Garten lernte ich verstehen, wie lieb ihm seine Frösche einst gewesen sein mögen. Die kleinen Eidechsen kannten ihn ganz genau; es war reizend zu sehen, wie sie mit ihm gingen, wenn er im Garten arbeitete. Einmal hatten sie ihr Nestchen unter den Deckbrettern des Frühbeetes angelegt; da unterließ er die geplante Frühzucht, nur um die Bretter nicht aufheben zu müssen. Alle Tage besuchte er die kleine Brut, und diese wurde so zutraulich, daß sie ihm auf die Hände lief, worüber er sich wie ein Kind freute. Karl Mays Tierliebe war ja überhaupt beispiellos; an Hunden und Pferden hing er wie an Menschen. Seinem innigen Wunsche, sich selber Pferde zu halten,

setzte ich keineswegs nur wegen der Kosten Widerstand entgegen, sondern hauptsächlich deshalb, weil ich befürchtete, daß die Tiere entweder mit ihm das Zimmer oder er den Stall mit ihnen geteilt hätte.

Karl May war eben so überreich an Liebe, daß er sie mit vollem Herzen verschenkte, an Menschen und an Tiere. Im Weberhäuschen hingte er sein Herz, da man sich noch nicht einmal den Luxus eines Hundes gestatten konnte, an seine quakenden Freunde; und so haben auch die Mauern seines Vaterhauses trotz aller Armut ihm ein Stückchen Glück umschlossen und ihm die Kraft mitgegeben, daß er in den furchtbaren Kämpfen des Lebens nicht zerbrach. Denn mit seinem Abschied aus dem Weberhaus war wohl **[338]** der erste Schritt hinabgetan in jene unbarmherzige Hölle, der wieder zu entsteigen es eines fast übermenschlichen Willens bedurfte. Und der schmale Sonnenschein, der kleine Streifen Licht, den das Weberhaus ihm gönnte, war ihm in der Hölle des Lebens wohl das einzige Zeichen, das über aller Finsternis und über allen schwarzen Wolken unvergänglich und liebevoll die Sonne thront. Diese Kraftquelle und diese Gewißheit ermöglichten es ihm, lichte Höhen zu erklimmen, weitab vom armen Weberhaus, bis zu seinem Beit-y-Chodeh, das er erbaute, rosenumwoben, und das seine Seele in der Todesstunde betrat, hinaufgetragen von der tausendfältig zurückgegebenen jubelnden Liebe aller derer, die ihn lesen und verstehen.



Karl May in Tirol. (Sommer 1911.)

Mein Jüngster und Karl May

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Mich fragt nicht selten der eine oder andere, was ich für Erfahrungen mit der Karl May-Lektüre an meinen eigenen Kindern gemacht hätte. Dieselbe Frage legten mir auch die Herausgeber dieses Jahrbuches vor, und so soll denn hier meine Antwort darauf erfolgen.

Von meinen drei Söhnen haben die beiden älteren sich um Karl May überhaupt nicht gekümmert. Sie haben wohl bis heute trotz ihrer 25 und 22 Jahre noch keine Seite von seinen Schriften gelesen. Der Jüngste aber, Winfried, jetzt 15jährig, hat seine starke Karl May-Periode hinter sich und hat mir Gelegenheit genug geboten, die Wirkung dieser Lektüre auf seine Entwicklung zu beobachten.

Vorausschicken muß ich, daß ich mir um die Lektüre meiner Kinder sehr wenig Gedanken gemacht habe. Schund hatten wir nie im Hause und von dem vielen teils Harmlosen, teils Guten, teils Vortrefflichen, was sich an meinen Wänden und auf meinen Tischen **[340]** fand, suchte sich jeder heraus, was ihn anlockte und ihm mundete. Teilte mir meine Frau mit, daß sie sich an ein Buch herangemacht hätte, das auf alle Fälle ungeeignet schien, so genügte ein kurzes aufklärendes Wort meinerseits, um damit Schluß zu erwirken. Wenn man das ganze geistige und sittliche Niveau im eigenen Hause hochstellt, so kommen die Kinder gar nicht in Versuchung, sich für das Häßliche, Niedrige, Platte, Fade und Gemeine zu ereifern: es widert sie an und stößt sie ab. So blieb uns jeder Kampf gegen Schmutz und Schund innerhalb des eigenen Hauses erspart. Nicht bewahrt haben wir unsere Kinder vor einem zwar nicht so großen Übel, immerhin doch einem Übel: vor verfrühter Lektüre von Büchern, die größere Reife der Leser voraussetzen. So sind sie meiner jetzigen Überzeugung nach zu früh mit den romantisch-phantastischen Dichtungen von E. T. A. Hoffmann und Edgar A. Poe bekannt und faßten für beide eine Neigung, die meine wesentlich übersteigt. Ob das zu ihrem Schaden geschah, darüber möchte ich nicht entscheiden, da ich mein eigenes Urteil nicht als abschließend und endgültig bewerte. Sie sind halt Menschen mit modernstem Kunstempfinden geworden, genau so, wie wir es zu unserer Zeit auch wurden. Aber, ich meine, wenn sie später dazu gekommen wären, erst sich heimischer gemacht hätten in den Vorstadien dieser Literaturentwicklung, so hätten sie selber mehr still wachsende Freude und eine solidere Entwicklung genossen. Es tut nicht gut, auf Milchkost ohne Übergang Rotspon und Sekt folgen zu lassen. Es führte auch bei dem einen zu seelischen Konflikten. Ob diese ausgeblieben **[341]** wären, wenn er nur Lessing, Schiller und Kant gelesen hätte? Ich bezweifle es.

Winfried hatte auch in Bezug auf Lektüre die normalste Entwicklung. Mit instinktiver Sicherheit ging er den Weg, den ihn auch die gewissenhafteste fachmännische Führung nicht besser hätte weisen können: Märchen, Götter- und Heldensagen, Indianergeschichten, Karl May und jetzt beste deutsche Lyrik und Dramatik.

Mit May wurde er bekannt etwa im 10. Lebensjahre. Sein Freund Lello (Rafaello) Busoni, Sohn des Klaviervirtuosen, selbst ein fester, lebensfrischer, im Fühlen und Denken kerngesunder Bursche, mit künstlerischen Anlagen und Anregungen, von Haus aus begabt, lieh ihm seinen „Winnetou“, als ein Buch, das sein bester Freund Winfried gelesen haben mußte.

Von da an setzte eine Karl May-Periode ein, die ungefähr drei bis vier Jahre umfaßte. Er las alles, was er von May erwischen konnte, ließ sich zu Geburtstagen und Weihnachten immer neue Bände schenken und sah es darauf ab, alles in Besitz zu bekommen. Mit mir sprach er sehr selten über seine Lektüre, um so tiefer weihte er seine Mutter ein in sein ganzes Fühlen und Denken. Sie hat sich denn auch mit ihm gemeinsam an den May-Büchern erfreut und dann in ihrem so bescheiden schlichten, aber doch so gewichtigen Urteile meine eigenen Beobachtungen über die Wirkungen dieser Lektüre teils ergänzt, teils berichtigt.

Was mir zuerst auffiel, das war der Eifer, die Ruhe, der Ernst, mit dem Winfried die May-Bücher **[342]** las. Bald traten auch allerlei Wirkungen zu Tage. Bei Tisch überraschte er uns mit seinem Wissen auf den mannigfachsten erd- und völkerkundlichen Gebieten, daß er bald darin mit mir in Konkurrenz trat und nicht selten auch zum Staunen und zur Erheiterung der anderen mich eines besseren belehrte. Es kam bald soweit, daß man in all solchen Dingen Friedel als Autorität anrief: Friedel wußte „alles“! Woher? – „Aus Karl May!“ Ob Kordillern, Pampas, Salzsee, ob Bagdad, Damaskus, Babylon, ob Moslim, Hamiten, Schiiten, ob türkische oder indische, mexikanische oder chinesische Sitten – Friedel kannte und wußte alles, und wenn man nach irgend einem entlegenen Neste auf dem weiten Erdenrund fragte, Friedel zeigte es gleich auf der

Karte; denn wenn er Karl May las, hatte er den „Großen Andree“ daneben und verfolgte darauf die wilden Fahrten und Ritte seiner Freunde Winnetou, Old Shatterhand und Kara Ben Nemsî.

Ich stelle also fest: Mein Sohn dankt der Führung Karl Mays eine sehr starke Ausdehnung seines Gesichtsfeldes, eine grundlegende und unverlierbare Orientierung auf diesem Erdball und eine so lebendige Teilnahme an dem gesamten Leben auch entferntester Völker, wie man es sonst nur bei Geographen, Ethnologen und Historikern von Beruf zu finden pflegt.

Aber mit dem bloßen Wissen war es nicht getan: er verband damit eine sehr lebendige Anschauung und eine warme, herzliche Anteilnahme.

Diese Wirkung schätze ich besonders hoch ein: sie half sehr nachhaltig an dem, was allein Bildung zu heißen verdient. Bildung ist nach Lagarde die [343] Fähigkeit, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden und das Wesentliche ernst zu nehmen. Indem das Kind abgelenkt wird von den kleinlichen Wünschen, Fragen und Klagen der Stunde, abgelenkt von der Nichtigkeit der Alltagsgespräche, von Klatsch und Tratsch, abgelenkt von den nichtigen Wichtigkeiten seines lieben Leibes, aber hinaufgeführt im Geiste in die weite Welt, wo es um die Geschicke der Völker geht, wo man den Reichtum an Menschengattungen, die unermeßliche Fülle verschiedener Sitten, Glauben, Gesinnungen, Pflichtgebote und Ehrbegriffe mit gerechter Ruhe kennen und prüfen lernt, wo alle Menschen als Produkt ihrer Umgebung erscheinen, als bedingte Wesen, die nur zum kleinsten Teil für ihre ganze Art verantwortlich sind, ich sage, indem das Kind bei jungen Jahren schon so tief und eindringlich in das große Reich alles Lebenden eingeführt wurde, gewann es – Bildung. Es lernte schon früh, einigermaßen seinen Platz im Weltall erkennen, lernte begreifen, daß nicht nur er, Vater und Mutter, Geschwister, die Paula in der Küche und die 40 Menschen in seiner Klasse die Welt ausmachen, sondern daß wir nur Sandkörner sind in den Bergen der bestehenden Menschheit und unsere nächste Umwelt ein Nichts gegenüber den Unendlichkeiten der Erde und des Weltalls. Und – ein weiterer Gewinn! – er wurde human gesonnen. Sein Herz schlug für die dem Untergang geweihten Rothäute und empörte sich gegen die brutalen Weißgesichter. Es wollte auch nichts mehr hören von Mißachtung oder gar Haß gegen die Türken und andere Ungläubige. Die religiöse Toleranz, wie sie sonst die Schüler wohl zuerst eindringlich [344] an Lessings Nathan erleben, ist ihm durch May schon im Knabenalter ins Herz gepflanzt worden. Wenn dieser Junge auch eine tiefe Abneigung gegen alles Lügenhafte, Versteckte, Unehrlliche und Gesinnungsschwache hat, so durfte auch daran May mit sein Verdienst haben. Denn er hat ihm jahrein, jahraus den Helden vorgeführt, der für Recht, Wahrheit, Ehre und Menschenwürde kämpft und keine Gaunerei, Schurkerei, Brutalität und Schandtat ungesühnt läßt.

Er hat ihn auch stark religiös beeinflusst. Ich selbst bin Mitglied des Monistenbundes, Dissident, und in meinem Hause darf jeder nach seinem religiösen Gewissen leben und sich bekennen. Friedel trat meinen zwar nicht unfrommen, aber oft unkirchlichen und dogmatisch völlig ungebundenen Bekenntnissen mit den starken christlichen Überzeugungen Karl Mays entgegen und nötigte mir damit Achtung ab. Es ist ja schwer zu erkennen, welche Einwirkungen eine junge Seele aufbauen helfen: neben May und zu May kam sehr guter Religionsunterricht in Münchener Schulen, kam dann ein sehr wirkungsvoller, tief eindringender Konfirmandenunterricht; das alles aber wirkte vereint dem gleichen Erfolge zu und – das darf ich behaupten – den Grund hat die Karl May-Lektüre gelegt.

Nun warnten mich zwar gute Freunde gerade vor der „schwülstigen und krankhaft überhitzten Gläubigkeit“, in die besonders der alte May verfallen sei, aber ich lasse mich in meinem Vertrauen auf die Gutheit der kindlichen Natur und auf ihre gesunden Instinkte nicht beirren. Nachträglich – in diesen letzten Tagen erst – sagte mir Friedel auf meine Frage: [345] „Wenn May gar so eifrig in seinen religiösen Betrachtungen wurde, dann überschlugen wir das, um schnell wieder zur Handlung zu kommen.“ – Na also: ein normales Kind genießt auch im Geistigen nur das, was ihm schmeckt und bekömmlich ist.

Ich sagte oben, daß meine Kinder mit mir nur selten über ihre Lektüre sprachen: das machten sie mit ihrer Mutter und später besonders mit ihrem besten Freunde ab. Eine Ausnahme aber muß ich feststellen.

Eines Tages fragte mich Friedl auf dem Spaziergang: „Vater, soll ich dir mal erzählen, was in dem Winnetou oder im Reiche des silbernen Löwen steht? Du meinst immer, bei May würde nur geraubt und gemordet, aber das ist nicht wahr. Er tötet nie seine besiegten Gegner, sondern begnadigt sie und bekehrt sie zum Christentum. Soll ich dir's mal erzählen?“ Und da legte er los und erzählte mir in klarer Gedankenfolge den Inhalt eines ganzen Bandes, erzählte ihn mit den oft zwei Zeilen langen Namen der türkischen Gestalten und setzte mich durch diese Leistung in Staunen: Mit welcher inneren Teilnahme, mit

welcher geistigen Spannung und Sammlung muß er gelesen haben!

Vor einem Jahr etwa trat ein plötzlicher Umschwung ein. Während er bis dahin alle Welt für May zu gewinnen trachtete, jeden gelegentlichen Angriff ablehnte und abwehrte, sich freute, wenn ich ihm günstige Pressestimmen über May vorlegen konnte, alles Einschlägige sammelte, seine Karl May-Bibliothek vervollständigte und vor den stürmischen Plünderungen durch seine Mitschüler schützte, wurde er plötzlich **[346]** zum May-Gegner. Gerade in den Tagen, an denen ich öffentlich wieder für die Berechtigung der Karl May-Lektüre eintrat und mir bei ihm Rat holen wollte, zeigte er sich ablehnend und eröffnete mir Einblick in all die Gründe, weshalb er jetzt nicht mehr mitmachen könnte. Ich bekam da allerlei zu hören, was mir aus der öffentlichen feindlichen Kritik schon bekannt genug war. Woher dieser Umschwung? Gerechtes Urteil? Eine neue Liebe, die die alte erschlägt? Da kam die Aufklärung.

Sein Lehrer im Deutschen, ein Mann, dem er mit vollem Recht in großer Hingabe zugetan ist, hatte vor der Klasse entwickelt, daß es zur Zeit zwei Schädigungen des guten Geschmacks gebe: das Kino und Karl May. Er muß seine Abneigung gegen diese Lektüre tief und wirksam begründet haben, denn seitdem erachten es seine Schüler für unter ihrer Würde, May noch zu lesen und sich für ihn zu bekennen. – Als in der folgenden Klasse ein Lehrer das Aufsatzthema: „Mein Lieblingsbuch“ gab, erklärte sich keiner von den Schülern für May. Es ist deshalb meinem Friedl auch schmerzlich, daß ich mich für eine vermeintlich gefallene Größe einsetze, und er hat mir durch seinen Einspruch die Arbeit recht empfindlich erschwert. Er sieht es auch ungern, daß ich diesen Aufsatz schreibe, weil er fürchtet, dadurch kompromittiert zu werden. Er fühlt sich eben über May hinausgewachsen, und wir wissen ja alle, wie hart und ungerecht die Jungen gegen die eigenen Liebhabereien sind, denen sie entwachsen. Der Zwanzigjährige verbrennt seine Knabengedichte als Jugendeseleien, deren er sich schämen müsse. Jetzt liest Friedl **[347]** neben den Klassikern Stifter, Theodor Storm, Paul Heyse, Hauff, Gerhard Hauptmann und dergleichen. Ob er je wieder zu May zurückkehren wird? Ich halte es für möglich, denn man kann, besonders an Zuschriften aus dem Felde, die Erfahrung machen, daß Leute, die als Jungen Mays Schriften liebten, dann von ihnen abirrten, als gereifte Männer zum Liebling ihrer Jugend wieder zurückkehren, wenn sie ihn mit einer anderen, ruhigeren, vielleicht aber kaum geringeren Freude aufs neue lesen. Es bewahrheitet sich auch da das alte Wort, daß der Mensch stets zu seinen alten Liebschaften zurückkehrt.

Friedls heutige Ablehnung ändert aber nichts an meinem abschließenden Urteil über Mays Einfluß auf seine Entwicklung.

May hat seine Knabenjahre von 10 – 14 Jahren voll ausgefüllt, hat ihn in dieser Zeit von allem Häßlichen, Rohen, Gemeinen und Frivolen ferngehalten, hat seinen Gesichtskreis stark erweitert, seine Seele mit großen und edlen Gedanken und Gesinnungen erfüllt, seinen Glauben an große Güter der Menschheit und an die Weisheit des göttlichen Regiments gefestigt, eine allgemeine Menschenliebe tief begründet und seine Freude am Leben mit all seinen geistigen Schätzen stark belebt.

Ich danke Karl May für diese segensreiche Mitarbeit, die er mir beim Erziehungswerke geleistet hat, aus klarer Erkenntnis und aufrichtiger Gesinnung und hoffe, daß auch mein Sohn in späteren Jahren wieder erkennen wird, was er diesem Wohltäter zu danken hat. Eine Schädigung habe ich nie und nirgends beobachten können, höchstens etwas im sprachlichen **[348]** Ausdruck. Er kam nur mit Redensarten wie: „Das sucht seinesgleichen, das ist das Höchste der Gefühle, wer beschreibt meinen Schrecken, das spottet jeder Beschreibung“, Blüten des papiernen Stiles, die ich nicht leiden kann und die er, obwohl sie auch bei vielen anderen deutschen Schriftstellern Heimrecht haben, aus meinem Munde nie zu hören bekommt. Aber was wollen solche Nichtigkeiten besagen, die ich nur der Vollständigkeit und Ehrlichkeit halber anführe? Besagen gegen all das Erfreuliche, über das ich hier berichten konnte? Daß sie seine Sprache nicht dauernd geschädigt haben, dafür zeugen seine Schulaufsätze, die ihm die besten Noten von seiten der Lehrer und auch meinen Beifall eintrugen.

[(349)]

Wir Jungens und Karl May.

Von Adolf Wagner.¹⁷

©

¹⁷ Verfasser dieses Aufsatzes ist ein 16 jähriger Obersekundaner. Es dürfte unsern Lesern gerade im Hinblick auf den voraufgehenden Aufsatz von Prof. Gurlitt von Interesse sein, über Karl May eine Stimme aus dem Lager der Jugend selber zu vernehmen.

Das Hamail.

Skizze aus der Sahara.

Von Karl May.

Zwischen Bir el asuas und Ain tajib schwebte hoch oben in der Luft einer jener Sakrfalken, die von den Beduinen gern zur Jagd abgerichtet werden. Seinen scharfen Augen wurde es nicht schwer, zwei Reiterzüge zu erkennen, die in wohl stundenweiter Entfernung voneinander dem gleichen Ziele zuzustreben schienen.

Der im Osten sich südwärts bewegende Zug schien eine Kafila, eine Handelskarawane zu sein. Sie bestand aus vielleicht zwanzig Packkamelen und zehn berittenen Hedschahn; acht der Reiter waren auf orientalische und zwei auf europäische Weise bewaffnet. Die ersteren trugen außer ihren dünnschaftigen Flinten noch lange Lanzen, deren breite, scharfe Stahlspitzen im Lichte der untergehenden Sonne glänzten; der Schech el dschemali, der Führer, war der dunkelste von ihnen und hatte fast negerartige, keineswegs vertrauenerweckende Gesichtszüge. Die **[358]** beiden anderen hätte man für Europäer halten können, und wenn sie das nicht waren, so stammten sie gewiß wenigstens aus dem Gharb, einem der nordafrikanischen Gestadeländer.

Der Falke stieß hoch oben in der Luft einen lauten schrillen Schrei aus. Als der Führer ihn vernahm, glitt ein befriedigtes Lächeln über seine bisher unbewegten Züge.

„Chabir - Führer, hast du den Vogel gehört?“ rief ihm einer der beiden zu.

„Na'm, Sihdi - ja, Herr,“ antwortete er.

„Wäre der Falke ein zahmer, so müßten Menschen in der Nähe sein. Ich halte ihn für einen wilden.“

„Hehk - so ist's,“ antwortete der Führer kurz, indem es wie Schadenfreude um seine aufgeworfenen Lippen zuckte.

„Wann kommen wir zum Ruheplatz?“

„'an kharih - bald.“

„Und werden wir dort sicher sein?“

„S'lon bilamahn - wie in Allahs Schoß“ -

Der im Westen sich fast parallel bewegende Zug war jedenfalls eine Kafilat et tayyara, eine fliegende Karawane. Sie bestand aus vierzehn wohlbewaffneten dunkelfarbigen Männern, die alle sehr gute Reitkamele ritten. Eins davon war ein kostbares graues Bischarih-hedschihn. Sein Reiter schien der Anführer zu sein. Er hatte die Kapuze seines weißen Haik zurückgeschlagen. Er war, wie seine Begleiter, ein Tedetu vom Stamme der Kra-an; doch zeigte sein kurzes wolliges Haar, daß Negerblut in seinen Adern floß, ein Umstand, dessen sich unter den Tibbu niemand zu schämen pflegt.

[359] Auch er hörte den Schrei des Falkens.

„Ikh, ikh,“ rief er, und auf diesen Befehl hielt sein Hedschihn an. Die andern sammelten sich um ihn: „Hamdulillah - Allah sei Dank!“ meinte er. „El Asward führt sie uns in die Hände. Es ist ihm gelungen, sie zu täuschen. Wenn wir uns nun gerade nach Osten wenden, werden wir ihre Darb¹⁸ erreichen und lesen können. Ich werde den Sakr rufen.“

Er steckte einen Finger in den Mund und stieß einen durchdringenden Pfiff aus. Der Falke hörte ihn trotz der großen Entfernung und schwebte nach wenigen Augenblicken über den Reitern.

„Ta' ahl - komm her!“ befahl der Reiter.

Der Vogel ließ sich gehorsam auf den hohen Knopf des Sattels nieder, wurde dort an einer Kette befestigt und erhielt eine lederne Haube aufgesetzt. Dann bogen die Reiter in einem rechten Winkel von ihrer bisherigen Richtung ab und hielten langsam gerade nach Osten zu, der Anführer immer an der Spitze des Zuges.

Als sie ungefähr eine halbe Stunde geritten waren, hielt er an, deutete in die Ferne und sagte nur das eine Wort:

¹⁸ Spur.

„Hunahk - dort!“

Aus der Richtung, die er zeigte, sah man Lanzenspitzen schimmern. Die vierzehn zogen sich vorsichtig hinter die Sanddünen, zwischen denen sie hielten, zurück und setzten erst nach einer Weile ihren Ritt fort. Bald erreichten sie die Spur der anderen Karawane. [360] Der Anführer ließ sein Tier niederknien und stieg ab, um die Fährte zu untersuchen.

„Dreißig Hawawihn¹⁹,“ sagte er. „Sie sind es, die wir verfolgen. Am Bir Fetna wird Allah sie in unsere Hände geben, und dann werden wir die Beute teilen und reicher sein als je zuvor. Laßt uns ihnen jetzt langsam folgen, damit El Aswad uns nicht so lange zu suchen hat!“

Es war klar: die vierzehn Reiter bildeten eine Gum, eine Raubkarawane, und El Aswad, der Führer der Handelskarawane, war ihr heimlicher Verbündeter. Er wollte diejenigen, die sich ihm anvertraut hatten, in die Hände der Wüstenräuber liefern. Er hatte sich nur zu diesem Zweck von den nichts ahnenden Reisenden als Chabir anwerben lassen. Daß die Räuber arabisch sprachen und nicht ihren Tedagadialekt, war ein Zeichen, daß sie ihre unheimlichen Züge weit über die Grenzen ihres Stammes hinaus zu unternehmen pflegten.

Während sie den Spuren folgten, erreichte die Sonne den Horizont; aber den Reitern fiel es gar nicht ein, anzuhalten, um das Abendgebet zu sprechen. Es wurde sehr schnell dunkel; dann stieg das Kreuz des Südens auf, und beim Schein der Sterne wurde der Ritt fortgesetzt, bis die Kamele von selbst ihre Schritte beschleunigten; das deutete darauf hin, daß das Wasser der Oase in der Nähe sei. Der Anführer ließ halten. Seine Leute stiegen ab und lagerten sich im Sande. Da warteten sie mehrere Stunden lang, bis sich ganz in der Nähe das leise Bellen eines [361] Fennek, eines Wüstenfüchschens, hören ließ. Der Anführer beantwortete es, und bald tauchte der Führer der anderen Karawane aus dem Dunkel auf. Jener empfing ihn mit den Worten:

„Seit einer Woche habe ich deine Stimme nicht vernommen, obgleich wir stets in deiner Nähe gewesen sind. Heute sind wir am Bir el amwat²⁰ angelangt, an dem wir schon viele den Tod haben trinken lassen. Nun werden wir endlich erfahren, wer die Herren deiner Kafila sind.“

„Es sind zwei reiche Tuggar²¹ aus Tarabulos el Gharb²², die Waffen, Seide und andere Kostbarkeiten nach Bornu bringen wollen. Sie sind begleitet von sieben Beni Riah; wir brauchen sie nicht zu töten brauchen, weil sie sich nicht verteidigen werden. Von Temissa habe ich sie über Wau gerade in die Wüste geführt und dir nach dem Duar²³ Nachricht geben lassen. Jetzt schlafen sie am Bir Fetna²⁴, und ich werde euch zu ihnen führen.“

„Welchen Namen tragen sie?“

„Der eine wird nur Abu el Hamail genannt, weil er zwei Kurans am Halse hängen hat und der andere heißt Halef Ben Dschubar.“

„Zwei Hamails?²⁵ So war er zweimal in der [362] Stadt des Propheten und ist ein sehr frommer Mann. Aber er wird dennoch heute sterben müssen, denn wir brauchen seine Sachen. Allah wird ihm das ewige Leben geben, und ich werde ihm einen Ihram²⁶ weihen, wenn ich selbst nach Mekka komme. Auch mein Vater war zweimal dort. Er hatte zwei Hamails. Eins davon hat er einem Manne geschenkt, der ihm das Leben rettete, als die Tuareg-Kel-Tinalkuhm ihn töten wollten. Allah danke es ihm im siebenten Himmel. Jetzt macht euch bereit, ihr Männer! El Aswad wird uns führen.“

Die Männer hatten nicht nur einmal einen Ueberfall ausgeführt. Sie wußten, was sie zu tun hatten. Sie entledigten sich ihrer weißen Haiks, durch deren schimmernde Farbe das Anschleichen erschwert gewesen wäre, und ließen auch die Schußwaffen zurück. Nur die breiten, scharfen, dolchartigen Sekakihn nahmen sie mit sich. Dann folgten sie dem voranschreitenden Verbündeten nach der nahen Oase.

Da, wo der Brunnen aus der Erde quoll, war er von einem Gebüsch ägyptischer Akazien beschattet, daher

¹⁹ Tiere.

²⁰ Brunnen der Toten.

²¹ Kaufleute.

²² Tripolis.

²³ Lager.

²⁴ Brunnen der Akazien.

²⁵ Hamail ist ein Kuran, den man sich in Mekka kauft und dann zum Zeichen, daß man ein Hadschi ist, sichtbar am Hals trägt.

²⁶ Kleid der Mekka-Pilger; wird auch im übertragenen Sinne gebraucht.

sein Name Bir Fetna. Die Reisenden hatten sich von ihren Kamelpaketen eine Art Umwallung gebaut, innerhalb deren sie schliefen. Das von trockenem Kamelmist genährte Feuer war fast am Verlöschen. Alle schliefen nach dem anstrengenden Ritte fest. Sogar die Wache, welche in einer Ecke kauerte, zwei Lanzen in der Hand, war vor Müdigkeit eingeschlummert. Der eben hinter den beweglichen Sanddünen aufgehende Vollmond beleuchtete das **[363]** Lager mit durchdringender südlicher Helle, vor der das Licht der Sterne verschwand. Er sollte den zwei Kaufleuten zum letztenmal leuchten.

Die Mitglieder der Raubkarawane legten sich zur Erde, von der ihre halbnackten, dunklen Leiber nicht zu unterscheiden waren und schlichen sich unhörbar näher. Sie erreichten die Umwallung. Vorsichtig blickten sie darüber hinweg. Der Anführer wählte sich die Stelle, an der die beiden Kaufleute ruhten. Der eine lag schnarchend auf dem Rücken in seinen Haik gehüllt; der andere lag auf der linken Seite und hielt selbst im Schlaf sein Gewehr fest in der Hand. Da bog sich der Anführer über die Umwallung und erhob seine Waffe zum tödlichen Stoß. Diesen Stoß erwarteten rundum seine Genossen, um dann unter fürchterlichem Geheul das übrige zu vollbringen.

Aber was war das? Der Tedetu hielt die Hand starr erhoben, stieß aber nicht zu. Sein Blick war auf ein Gepäckstück gerichtet, das zu Häupten des Kaufmanns lag. Auf diesem wohlverschnürten Pack befanden sich zwei Bücher - zwei Hamaïls, die der Schläfer vom Hals genommen hatte, um bequemer schlafen zu können. Sie lagen nebeneinander, und das zur rechten Hand war an der Schnittseite des Buches mit einem starken, metallenen Schloß versehen, dessen eigenartige Arbeit im hellen Mondenscheine sehr deutlich zu erkennen war.

„Essuwal'an ehsch - was gibts denn?“ fragte leise einer der beiden, die hinter dem Zögernden kauerten. „Stoß zu!“

„Allah akbar - Gott ist groß!“ antwortete er und ließ den Arm sinken. „Das ist das Hamaïl meines **[364]** Vaters. Allah hat verhüten wollen, daß ich den Retter meines Vaters töte.“

„Waih! Willst du die große Beute fahren lassen? Ist er auch der Retter?“

„Ich werde es sogleich erfahren. Wenn er es ist, so wehe einem jeden von euch, der es wagen sollte, einem dieser Leute ein Haar zu krümmen oder ihnen das kleinste Stäubchen ihres Eigentums zu rauben!“

Dann rief er laut:

„Hadschi Omar Ben Kuwwad Ibn Hanssari!“

Im Nu sprang der Schläfer auf.

„Wer ruft mich?“

„Bist du der, den ich nannte?“

Erst jetzt sah der Kaufmann, daß sein Lager von fremden Gestalten umringt war. Er nahm schnell sein Gewehr empor, antwortete aber:

„Ich bin es, wer seid ihr?“

„Hast du dieses Hamaïl geschenkt erhalten?“

„Ja, von einem Scheik der Tibbu, Namens Arun es Saleta.“

„Das war mein Vater. Ich bin Nowad Ben Arun es Saleta. Der Engel des Todes streckte bereits seine Hand nach dir aus und da - - -“

„Allah kerihm - Gott ist gnädig!“ rief der Kaufmann erschrocken.

„Ja. Allah ist gnädig. Er hat dich errettet. Wir sind die Gum, und du befindest dich am Brunnen des Todes. Bereits schwebte mein Messer über dir, da erblickte ich das Hamaïl. Jetzt nun bist du bei uns so sicher wie unter den Zelten der Seligen, du, deine **[365]** Begleiter und dein Eigentum. Und wir werden dich begleiten über die Berge und durch die jenseitige Hammada. Sag' nur das Wort, welches du zu sagen hast!“

Die Angreifer standen draußen vor der Umwallung und blickten finster auf die erschrockenen Glieder der Handelskarawane. Der Kaufmann erkannte die Gefahr, aus der ihn nur dieses Wort erretten konnte.

„Dakilah ya Scheik!“ sagte er.

„Dakilah ya Scheik!“ - riefen auch alle seine Gefährten.

„Ja, ihr seid die Beschützten!“ antwortete der Führer der Gum. „Ihr seid unsere Brüder. Das Hamaïl hat euch vom Tode errettet, und nun sagen wir euch den Gruß: Allah wa sahla wa marhaba - ihr sollt uns willkommen sein!“

[(366)]

Die Gestalten des Buches „Winnetou“.

Von Lisa Winkler.

©

[(384)]

Die Berge von Befour.

Wenn um die Berge von Befour
Des Abends erste Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen,
Und ihres Diadems Azur
Erglänzt von funkelnden Kristallen.
In ihren dunklen Locken blüh'n
Der Erde düftereiche Lieder,
Aus ungemess'nen Fernen glüh'n
Des Kreuzes Funken auf sie nieder,
Und traumbewegte Wogen sprüh'n
Der Sterne gold'ne Opfer wider.
Und bricht der junge Tag heran
Die Tausendäugige zu finden,
Läßt sie das leuchtende Gespann
Sich durch purpurne Tore winden,
Sein Angesicht zu schau'n und dann
Im fernen Westen zu verschwinden.

[385]

Wenn um die Berge von Befour
Des Abends dunkle Schatten wallen,
Dann tritt die Mutter der Natur
Hervor aus unterird'schen Hallen
Und läßt auf die versengte Flur
Des Taues stille Perlen fallen.
Des Himmels Seraph flieht, verhüllt
Von Wolken, die sich rastlos jagen;
Die Erde läßt, von Schmerz erfüllt,
Die Blumen bittre Tränen tragen,
Und um verborgne Klippen brüllt
Die Brandung ihre wilden Klagen.
Da bricht des Morgens glühend Herz,
Er läßt den jungen Tag erscheinen,
Der küßt den diamantnen Schmerz
Von tropfenden Karfunkelsteinen
Und trägt ihn liebend himmelwärts,
Im Äther dort sich auszuweinen!

(1876)

Karl May.

Aus der Zeitschrift „Schacht und Hütte“; später im „Verlorenen Sohn“ verwendet.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1919

Barthel, Fritz	03.08.1881	19.04.1960
Barthel-Winkler, Lisa	02.01.1893	1966
Beissel, Rudolf	06.04.1894	11.07.1986
Buchenau, Artur	03.06.1879	20.11.1946
Bühler, Charlotte	20.12.1893	03.02.1974
Dimmler, H. (Hermann)	09.01.1874	(1928)?
Eichacker, Reinhold	21.05.1886	10.07.1931
Gerlach, Oskar	20.07.1870	27.09.1939
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Kralik, Richard von	01.10.1852	04.02.1934
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Strobl, Karl Hans	18.01.1877	10.03.1946
Tzschirner-Bey, Hans-Erich	24.10.1882	13.10.1951
Wagner, Adolf	09.06.1902	24.09.1955

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.